

Jen Lebens
Das
Mädchen
George

343 (E)

L. F.

4.00

Joe Lederer
Das Mädchen George

MOO 14 84160 am

833.9

LED

JOE LEDERER

Das
Mädchen
George

UNIVERSITAS

Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft

BERLIN

Das Mädchen George

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1928 by Universitas
Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin

Einband von Kurt Stahlshmidt
Umschlagzeichnung von Prof. Klaus Richter

Printed in Germany

Druck von P. Schmid & Co., Berlin

Erstes Kapitel

François Brückner, Oberbuchhalter der Firma Winter & Glück, war der Vater des Mädchens George. Er stammte aus einem alten und reichen Hause und war, ein liebenswürdiger, leicht-herziger Vagabund, knapp vor dem Abitur seiner Familie entlaufen, um sein eigenes Leben zu leben. Er hatte zwanzig Jahre lang versucht, sich einen Weg zu schaffen, hatte in Hunger und Elend noch immer von dem großen Glück geträumt, das eines Tages kommen würde, kommen mußte. War Adressenschreiber, Hauslehrer, Bürobeamter gewesen. Als Oberbuchhalter der Firma Winter & Glück, unter der Fuchtel der beiden Chefs, niedergedrückt vom Prokuristen, war er noch immer hoffnungsvoll, noch immer der heitere, glänzende Sohn eines vornehmen Hauses, im abgetragenen Mantel der große Herr.

Damals lernte er Marie kennen, eine blauäugige und rotwangige Frau. Sie hatte ihr Schicksal gehabt: sie war schwanger gewesen, der Mann hatte sie verlassen, und sie mußte ihre Schande aus dem Dorf in die große Stadt tragen. Gab das Mäd-

chen, das sie zur Welt brachte, in Pflege und schlug sich als Wirtschaftlerin durchs Leben, mutig und stark, eine kluge Bäuerin.

Diese Fran versprach François vor dem Altar, ihm treu und gehorsam zu sein, ihn zu lieben und ihm zu dienen, bis der Tod sie scheide.

Aber sie tat tausendmal mehr als ihre gelobte Pflicht, sie bewunderte François, der Bücher las, die sie nicht verstand, in englischer Sprache mit Freunden korrespondierte, sie hätschelte ihn wie ein Kind, liebte ihn dankbar und demütig.

Und François, siebenunddreißig nun, wartete weiter auf sein großes Glück. Er war ein Phantast, aber tapfer.

Sein Leben schien ruhiger geworden zu sein; mit Marie, ihren weißleuchtenden Tischtüchern, der kleinen achtjährigen Berta, war Ordnung und Gleichmäßigkeit eingezogen. François fühlte die neuen Pflichten als bedeutsames Glück und trug es mit würdiger Geste.

Aber nach einem Jahr, es war im Frühling, gerade als Marie vor ihrer Entbindung stand, verlor er seine Stellung. Seine nonchalante, überlegene Art, die ausländischen Zeitungen auf dem Bürotisch, sein nachsichtiges Lächeln war den Herren Winter und Glück von Anfang an eine Erniedrigung und beinahe eine Drohung gewesen. Als sie einen anderen fanden, der genau so tüchtig, klug und ein demütiger Prolet war, bekam er seine Kündigung. François war keine Minute verzagt.

„Es ist gut so!“ sagte er zu Marie. „Ich hätte

dort nie Karriere machen können! Ich war ein Galeeren-Sklave.“

François liebte es, in großartigen Bildern zu sprechen.

„Jetzt bin ich frei. Ich werde uns eine glänzende Zukunft bauen!“

Er wurde Platzvertreter.

Er lief mit zwei großen, schweren Koffern durch alle Bezirke der Stadt, fand „crapule“ und „Lente, mit denen man sprechen kann“, verdiente ein Viertel seines früheren Gehaltes.

Als Marie ängstlich wurde, die Mahlzeiten nur mehr aus Suppe bestanden, niemand mehr borgen wollte, sagte François, der heitere, tapfere François:

„Ich werde etwas anderes anfangen. Das Glück liegt auf der Straße, — es läßt sich finden.“

An diesem Tag, er hatte es eilig, dem Glück nachzulaufen, stürzte er von der Straßenbahn und mußte ins Krankenhaus gebracht werden.

Marie lief mit ihrem schweren Leib zu all seinen Bekannten um Geld.

„Er muß in einem Extra-Zimmer liegen! Sie verstehen, nicht wahr? François kann nicht mit Nob und Snob zusammen in einem Saal sein!“

„Nob und Snob“ war eine Redensart von François, die er verachtungsvoll durch die Zähne pfiß.

So lag François im Krankenhaus, empfing in einem schönen, lichten Zimmer ununterbrochen Besuche: seinen Buchhändler, der nie den Mut fand ihm eine Rechnung zu schicken; ein Bildhanergerie, das er mit Hennessy und Zigaretten unterstützt

hatte; eine Flickschneiderin, der er die Geheimnisse der Volksseele entlockte; einen Schulkameraden, der auch nichts im Leben erreicht hatte.

Diese bunte Gesellschaft verband nur eines: François zu verwöhnen, zu lieben und zu bedauern.

In diesen Tagen kam das Mädchen George zur Welt.

Zuerst war François enttäuscht. Er hatte einen Sohn ersehnt und erwartet. Seine Geschwister waren Mädchen, die nun Namen fremder Männer trugen, er war der Letzte dieser alten und auf ihr Alter stolzen Familie. Aber er söhnte sich mit der Tatsache aus, und als er aus dem Krankenhaus kam, sein Kind sah, ergriff ihn die erste und einzige Leidenschaft seines Lebens.

Wenn er an die gepflegte Behaglichkeit seiner eigenen Kindheit dachte, an Duft und Ruhe des Reichthums, zertraß es ihm das Herz.

Was konnte er seinem Kind mit auf den Weg geben? Nichts — fast nichts.

Ein bettelarmer Adorant, legte er ihr den letzten Rest vergangener Herrlichkeit zu Füßen: er gab ihr den Namen seines Vaters.

So trug ein gutmütiger oder unwissender Beamter getreulich ein, daß François Brückner und seiner Ehefrau Marie eine eheliche Tochter, George Brückner, geboren worden war.

In dieser Zeit geschah es auch, daß François' Mutter, eine schöne alte Dame, zur größten Aufregung des Vorstadthanses atlasglänzend vorfuhr,

um ihr Enkelkind zu sehen. Sie ging auf gebrechlichen Füßen die vier Treppen hinauf, fand Marie, die erschrocken und geblendet von dieser Pracht kein Wort zu sagen wußte, nannte sie „liebste Frau Marie“ und nahm die kleine George in den Arm. Sie weinte ein wenig, wie hilflose alte Damen weinen, sagte, daß ihr Gatte und François' Schwestern sich nicht mit ihm versöhnen wollten, daß sie selbst nicht helfen könnte. Sie weinte, lächelte dem Kind zu und bat, François nichts von ihrem Besuch zu erzählen.

In ihrem altmodischen, großen Wagen fuhr sie fort und ließ den Glanz einer fremden, schönen Welt zurück, der tagelang durch Blut und arm-selige Wohnung zitterte.

Dieser Besuch ließ sich vor François nicht verheimlichen. Er hatte noch lange danach große, verwirrte Augen, ein erstauntes und nichtbegreifendes Lächeln, wenn er in dem Zimmer war, in dem er, Marie, die kleine Berta und George lebten, in das alle Ruchendünste hereinschlügen.

Er lag viele Nächte lang schlaflos und rauchend, hörte nicht, wenn Marie ihm zusprach, als hätte er einzig die Stimmen einer anderen Zeit, einer anderen Welt im Ohr, die laut und überlaut nach ihm riefen.

Er verbrachte viele Stunden damit, Briefe an seine Eltern, seine Geschwister zu schreiben, ließ plötzlich allen Stolz, mit dem er Jahre voll Demütigung und Not getragen hatte. Er schrie, bettelte: in diesem Kind werde ich nochmals meinen Weg be-

ginnen, vorstürmen zum Ziel, erreichen, was ich vor zwanzig Jahren verspielt und verzettelt habe! Er lag auf den Knien und befahl: „Helft! Jetzt ist es Zeit zu helfen!“

Aber dann zerriß er die Briefe wieder, wußte zu genau, daß er von seiner Familie vergessen, in Zorn und Schande vergessen war, daß er unten bleiben mußte, wohin er freiwillig gegangen.

Marie half ihm in dieser Zeit, der schlimmsten, die er erlebte, so gut sie konnte. Sie lief mit seinen Koffern durch die Stadt, sie hat, handelte, verkaufte. Zwei- oder dreimal des Tags kam sie heim, stillte das Kind, zankte mit der Kleinen Berta, die sich herumtrieb, kochte das bißchen Essen. Und wieder fort, wieder treppauf, treppab, durch Straßen und Geschäfte. Abends saß sie abgehegt bei Tisch und wartete, daß François heimkäme. François saß im Kaffeehaus und spielte komplizierte Schachpartien, studierte den Stellungs-Markt der Zeitungen durch. Er sprach sehr selten und unsicher von dem großen Glück, das auf der Straße lag und sich finden ließ.

Dann kam der Brief der englischen Gummifirma, daß sie „auf die Fähigkeiten des Herrn Brückner aufmerksam gemacht“ ihn als Leiter für ihre hiesige Filiale engagieren möchte . . .

François hatte keine Ahnung, wer dies Hans auf seine Fähigkeiten aufmerksam gemacht haben konnte, bis ihm plötzlich einfiel, daß seine Mutter in London Freunde hatte, und er war nahe daran,

gekränkt und in all seiner Hilflosigkeit getroffen, die Stellung abzulehnen.

Da war es wieder Marie, die Kluge, die bat, besänftigte, und nicht zuletzt das kleine Mädchen George, die ihn bestimmten, anzunehmen.

Nach einer Woche war François, obwohl die Filiale ein junges, bescheidenes Geschäftchen war, in einem neuen Glückstaumel. Er kaufte auf Kredit eine Anzahl fachmännischer Bücher, die er sorgfältig aufschnitt und einmal durchblätterte, sprach nur von Gummi, dachte nur Gummi, träumte nur Gummi. In einem halben Jahr war er eingearbeitet, in einem Jahr gründlichster Kenner der Fabrikationsarten, des Marktes. Nach drei Jahren hatte er Geld erspart und „den Kram eigentlich schon satt!“

Von diesem Geld konnte man eine bessere Wohnung nehmen, richtete fünf Zimmer neu ein, es gab ein weißgekacheltes Badezimmer, Kindermädchen, Köchin.

Das Geschäft ließ ihm genug Zeit, die Erziehung seiner Tochter zu leiten. Als George sechs Jahre war, wußte sie bereits, daß diese Wohnung viel zu arm sei für sie, daß ihre Großeltern in einem Palais wohnten. Sie wußte, daß sie viel zu lernen hatte, um so klug zu werden wie die Frauen ihrer Familie, zu denen sie trotz allem gehörte. Sie hatte einen guten Vater, François, der alles tat, um sie zu einem reichen Mädchen zu machen, der in diesem tristen Gummigeschäft sein Leben verbrachte, damit sie einmal schön und glänzend auf den großen

Bällen tanzen, im eigenen Wagen zum Rennen fahren konnte.

„Geld ist wichtig“, erklärte François seiner Tochter, „selbst wenn man es nur braucht, um es zum Fenster hinauszuerwerfen“.

Er klimperte mit ein paar Münzen, die er lose in der Tasche trug, und sang feierlich:

„Reichtum macht das Leben süß,
macht es nie zur Last . . .“

George liebte ihren Vater so sehr, daß Marie, die arme Mama, ganz in den Hintergrund gedrängt wurde, eine bescheidene Statistin, die den Dialog der beiden Stars nicht unterbrechen durfte. Ein etwas, das schalt und zornig wurde, wenn man sein Kleid zerrissen, ein Taschentuch verloren hatte, immer außerhalb der tausend Geheimnisse blieb und nichts verstand von der glühenden Leidenschaft für François, den man unbedingt heiraten wollte, wenn man erst erwachsen war.

„Vielleicht den Prinzen aus der letzten Geschichte — aber nein, doch lieber dich! Oh, François, kein Kind hat einen Vater wie ich!“

George hatte sehr zeitig lesen gelernt, so schnell und mühelos, als hätte sie sich nur an längst Ge-
konntes erinnert.

Das große Erlebnis ihres achten Jahres war die Entdeckung des Bücherkastens. Sie las die Geschichte des Dorian Grey, die Königsdramen, Heine. Wenn François heimkam, rezitierte sie mit hoher Stimme Monologe, Gedichte, Prosastellen. François lachte und war entzückt. Marie glänzte, rot-

wangig, mit stolzen Augen. George war der Zentralpunkt, um den sich alles drehte: Dienstboten, Berta, die sonst eigenwillig ihre Wege ging, Marie, das Gummigeschäft, François. Und François war die Welt!

François war die Welt und George ihr Mittelpunkt. So war alles gut eingerichtet.

François war grau, hatte ein kleines Bankkonto. Aber alles, was er verdiente, war zu wenig, es genügte nicht, George zum reichen Mädchen zu machen. Marie sollte mit verdienen. Er kaufte ein Modemwarengeschäft, das sie führen sollte. In kurzer Zeit, „nur ein, zwei Jahre“, würde man reich sein. Er gab sein ganzes Kapital in das Geschäft, nützte alle Kredite aus. Marie zitterte.

„Man muß bescheiden anfangen, wir werden die Schulden nie zahlen können!“

François lächelte, François war heiter.

„Jetzt geht es aufwärts. Ich hab meine Glücksträhne!“

Und dann:

„Es ist Zeit, George ist acht Jahre.“

Und nochmals „George!“, und immer wieder „George!“, bis Marie schwieg, bis sie begeistert war, bis sie das Geschäft führte, so wie sie damals als Vertreterin mit seinen Koffern gelaufen war.

Als George neun Jahre werden sollte, wurde François krank. Er hustete Blut. Der Hausarzt wußte nicht viel zu raten, und so fragte François nach den bewährtesten Spezialisten. Er hielt mit

ihnen ein Konsilium ab, bei dem man viele türkische Zigaretten rauchte und alter Wein getrunken wurde.

Diese beiden liebenwürdigen Herren schienen sehr zuversichtlich.

„Ein Mann in den besten Jahren . . . keine Rede von Gefahr! Reisen Sie in einen Höhenkurort. Und wenn Sie vorher noch einiges ordnen wollen, gewisse Verfügungen treffen . . .“

„Ich werde wieder gesund“, sagte François zu Marie und wußte, daß es keine Rettung mehr gab. Er machte lange Spaziergänge mit George, sprach mit dem Kleinen Mädchen wie zu einem Mann.

„Ich habe nichts erreicht. Jetzt bist du an der Reihe, du mußt es fertigbringen! Mußt es! Dein Großvater war der reichste Mann der Stadt, deine Großmutter die beste Frau. Du sollst groß werden, gut, glänzend. Du bist George!“

„Ja!“ sagte George. „Ja, François!“

Sie hatten sich ernst in die Augen gesehen, jetzt gingen sie weiter, Hand in Hand durch den lauen Dunst des Frühlingsabends.

Als sie an einer Bank vorüberkamen, die aus dunklen Büschen schimmerte, setzten sie sich. George hockte auf François' Knien, den Kopf an seine Brust gelehnt.

Er atmete hastig; sein Gesicht verschwamm schwärzlich in der Dämmerung, bald leuchtete nur mehr das stumpfe Rot der brennenden Zigarre. Nach einer Weile schwirrte sie als winzige Sternschnuppe zu Boden.

Jegendwo, weit weg von ihnen, heulte ein Hund. Dann war es wieder still.

Den Kopf an ihre Stirn gelehnt, fing François leise an zu singen:

„It's a long way to Tipperary,
it's a long way to go . . .“

„It's a long, long way . . .“ summte George mit. Es war dunkel geworden, und sie sangen immer lauter, weil sie beide voll Angst waren. — — — George verstand nicht, was geschah. Aber es war etwas Schweres, Großes. Etwas Entsetzliches stand über François, war ganz nahe, und man konnte ihm nicht helfen.

Mama weinte, und Berta sagte einmal „sterben“. Mußte François sterben? Er durfte nicht, nein. George erlaubte es einfach nicht! François war die Welt!

François lag viele Wochen zu Bett, kämpfte, noch immer lächelnd, um das bißchen süße Leben. Wurde durch Fieber und Schmerzen geheßt. Einmal, nachts, rief er immer wieder:

„Mama! Mama!“

In dieser Nacht starb er.

Zweites Kapitel

Nach François' Tod hatte George die Herrschaft an sich gerissen. Ueberempfindlich, elend und verlassen ohne den Vater, tyrannisierte sie ihre Umgebung.

Marie sah in den schweren, schwarzen Kleidern armselig und bemitleidenswert aus. Ihr schönes, gesundes Gesicht war vom vielen Weinen aufgedunsen und matt geworden.

Berta half ihr jetzt im Geschäft. Abends kamen sie stumpf und müde heim, saßen nach dem Nachtessen über Einnahmebüchern und Spesenrechnungen.

Das Gas summte in der Lampe. Draußen klatschte Regen nieder. Das Dienstmädchen kam, warf mit Geflapper Kohlen in den Ofen. Es war ein frostiger, kühler Mai, ohne Sonne und Wärme.

„Siebzehn und vier ist einundzwanzig, sechsundzwanzig, dreiunddreißig . . .“

Marie addierte, flüsterte die Zahlen und schrieb am Ende eine klobige, schiefe Ziffer hin.

Berta trug die Endsummen in ein Buch ein, sehr sauber, mit unendlicher Sorgfalt. Ihre Zungen-

spitze glitt langsam von einem Mundwinkel zum andern.

Endlich war alles fertig, die Geschäftsbücher wurden zugeklappt.

Sie saßen alle drei unbeweglich auf den Stühlen, sprachen kein Wort. Dann sagte Marie:

„Willst du nicht Klavier spielen, George?“

George zuckte mit den Schultern. Aber sie stand doch auf, ging mit kleinen, absichtlich langsamen Schritten zum Flügel. Krachend schlug sie den Deckel zurück.

Marie fuhr auf.

„Du verdirbst die ganze Politur!“

„Ja, und —?“

Die Mutter gab keine Antwort.

George warf ungnädige Blicke um sich. In rasender Eile begann sie, eine Sonatine zu klimpern, griff absichtlich daneben, ließ das Pedal dröhnen.

Mitten drin brach sie ab und sah ins Zimmer, zur Mutter.

Aber die rührte sich nicht. Die Hände schwer auf den Knien, den Kopf vorgeneigt, saß sie da und begriff gar nicht, daß George sie kränken wollte.

Ganz langsam hatte George sich wieder umgedreht. Sie fing den zweiten Satz an. Ruhig und sanft ging das Andante zu Ende.

„Wenn du willst, kannst du schon ordentlich spielen“, sagte Marie. „Wenn François dich hören könnte . . .“

Sie stockte. Plötzlich schlug sie die Hand vors

Gesicht, mit einer ungeschickten Bewegung, alle Finger auseinandergespreizt wie ein Dorfkind.

„François, François?“

Sie rief nach ihm, weinerlich, als hielte er sich nur trotzig im Nebenzimmer versteckt. Aber da nichts laut wurde als das ungeduldige, harte Ticken der Uhr, schrie sie noch einmal:

„François!“

Es war ein verzweifelt, jämmerliches Heulen. Sie mußte immer wieder von neuem begreifen, daß er tot war, unwiderruflich tot und für alle Ewigkeit.

Berta lief zu ihr hin, faßte ihren Kopf.

„Mama, du sollst nicht . . . du darfst nicht . . .“

Uneinandergelehnt weinten sie zusammen weiter, wurden allmählich ruhiger.

George saß noch immer vor dem Klavier. Ganz gerade saß sie, die Arme eng an den Leib gepreßt.

Die beiden merkten nicht, daß sie aus dem Zimmer schlich.

Im dunklen Korridor blieb sie stehen, hielt die dünnen, mageren Hände auf den Mund gedrückt.

Die Köchin hatte Schritte gehört, machte die Tür auf und streckte den Kopf vor. Das Licht fiel auf den Korridor.

George stolperte in die Küche.

„Behn ist's, du sollst ins Bett“, brummte das Mädchen.

„Gleich.“

Sie setzte sich auf den Küchentisch, sah zu, wie die Köchin das Geschirr einräumte.

„Kathrinchen, sing doch!“

„Sing du.“

„Nein, ich kann nichts.“

George studierte aufmerksam ihre Hände. Am rechten Zeigefinger war ein Tintenfleck.

„Mir fällt nichts ein, Kathrinchen. Vielleicht, wenn ich nachdenken würde — —“. Sie machte eine Pause, sah die Köchin erwartungsvoll an. Aber die rührte sich nicht.

„Es ist schon möglich, daß mir vielleicht was einfällt.“

Keine Antwort.

George piffte durch die Zähne wie ein Gassenbub, brach plötzlich ab und senkte den Kopf.

„It's a long way to Tipperary,
it's a long way to go . . .“

Kathrinchen hatte sich hingesezt und sah mit wasserhellen Augen das singende Kind an. Was die feinen Leute alles können: Englisch ist das!

„It's a long, long way to Tipperary,
to the sweetest girl I know.“

George ließ die Arme matt hinunterhängen. Ihre Stimme war dünn und zittrig.

„Weinst du?“ fragte das Mädchen.

„Nein. Es ist nur so viel Rauch in der Küche. Rauch und Dunst — ekelhaft ist deine Küche!“

„Good bye, Piccadilly,
far well Leicester Square,
it's a long way . . .“

Kathrinchen wiegte den Kopf hin und her, nickte plötzlich heftig.

„Das hat dein Herr Vater so gern gesungen.“
„Meinst du?“ sagte George. „Ich glaub' nicht.“
„Doch! Wirst schon noch wissen!“
„Ich kann mich nicht erinnern.“
Sie sprang vom Tisch herunter und lief ans der Küche.

Marie war zu einer Unterredung in die Schule gebeten worden.

„Frau Bruckner, ich möchte mit Ihnen über Ihre Tochter sprechen.“

Die Lehrerin war ein älteres, blutarmes Mädchen mit Brillengläsern und einer Gretchenfrisur.

Während sie sprach, riß sie die Fingerspitzen aneinander und hüstelte. Als kleines, verhungertes Arbeiterkind hatte sie das bei einer vornehmen Dame gesehen und nie mehr vergessen können.

„Ja, also Ihre Tochter . . . ich bin der Meinung, daß sie eine große Zukunft vor sich hat.“

Marie hörte andächtig zu und sagte kein Wort.

„Sie ist außergewöhnlich begabt. Ich hatte niemals eine Schülerin, die nur annähernd . . .“

Das Fräulein schob die Brille zurecht und lächelte Marie mit zusammengezogenen Lippen an.

„Sie können sich denken, verehrte Frau Bruckner, daß ich in dieser Beziehung Erfahrung habe! Mein Gott, unfehlbar ist man ja schließlich nicht. Aber man macht sich sein Urteil, hat das Auge dafür . . . Ja, ich sage, man bildet sich eben seine eigene, kleine Meinung.“

„Sie sind zu bescheiden“, sagte Marie und neigte höflich den Oberkörper vor.

Das Fräulein wehrte ab und hüstelte.

„Uebrigens hat der Herr Direktor meiner Ansicht zugestimmt. Der Herr Direktor hat sich ausdrücklich in diesem Sinne geäußert, Frau Bruckner! George ist zwar unordentlich, eigensinnig — leider muß ich das sagen —, aber diese Intelligenz, diese Auffassungsgabe . . . Kommt es Ihnen übertrieben vor, wenn ich wage, von einer Grazie des Verstandes zu sprechen?“

„Oh!“ sagte Marie und sonst nichts. Aber sie hatte Tränen in den Augen. Sie weinte leicht seit den letzten Monaten.

Das Fräulein massierte die Fingerspitzen und neigte den Kopf.

„Ich darf also annehmen, daß Sie einwilligen?“

„Wozu?“ fragte Marie. Sie war verwirrt und gerührt, die Gedanken schwammen ihr mit den Tränen fort.

„Daß Ihre Tochter ins Gymnasium eintritt.“

Marie wurde langsam wach.

„Wie lange geht man ins Gymnasium?“

„Acht Jahre. Und dann natürlich auf die Universität.“

Marie bekam rote Flecken auf den Wangen. Sie hatte eine aufregende Addition begonnen.

„Ich glaube, ich glaube, — es wird nicht gehn, Fräulein.“

„Warum?“ fragte das Fräulein spitz.

„Nein, es geht absolut nicht“, sagte Marie, denn

die Addition war jetzt fertig geworden. So viele Jahre, was das kostete! Und das Geschäft ging nicht gut. Gott weiß, was in die Kunden gefahren war. Sie kamen einfach nicht mehr.

„Frau Bruckner, wenn Ihnen das geringe materielle Opfer zu groß ist . . . Es ist eine sittliche Pflicht, dieses schöne Talent zu fördern. Und Bildung, verstehen Sie mich, diese Bildung, die uns nur eine höhere Schule geben kann, ist ein Schatz fürs Leben! Kein Opfer ist zu groß.“ Das Fräulein schwieg erbittert und dachte an seine eigenen Hungerjahre, an das Seminar. Aber jetzt war sie staatlich angestellte Lehrerin.

„Ich könnte Ihnen Beispiele nennen, ich könnte Ihnen von gewissen Menschen erzählen, die alles, aber auch alles für die Wissenschaft getan haben!“ Die Lehrerin stand auf und reckte den eingesunkenen Brustkasten.

„Sie haben gewiß recht“, antwortete Marie ergeben. „Aber wenn es eben nicht möglich ist . . . Ich bin Ihnen sehr dankbar, aber Sie müssen entschuldigen . . .“

Sie verabschiedete sich.

Aus der Tür rief ihr die Lehrerin noch nach:

„Sie haben Verpflichtungen! Bedenken Sie es, überlegen Sie es, — ändern Sie Ihre Meinung!“ Sie war erschöpft, als Marie fort war, aber mit sich zufrieden.

„Wie sie sich geziert hat!“ dachte Marie. „Verdreht ist sie, das ist alles. Und macht George auch noch verrückt. Aber schließlich bin ich noch da!“

Sie sah sich noch einmal kopfschüttelnd nach dem Schulgebäude um, dann ging sie heim, mit den schönen, gleichmäßigen Schritten der Banerfrau.

Die Lehrerin hatte George nicht verrückt gemacht. George war der Motor gewesen, der diese Maschinerie von halben Sägen, Hüsteln, Eitelkeit Marie entgegengetrieben hatte.

Abends, zwischen Tür und Angel, als wäre es ein ganz unwichtiges Thema, sagte Marie:

„Deine Lehrerin meint, du sollst ins Gymnasium. Das schlag dir aus dem Kopf.“

„Warum?“ fragte George.

Es war das Trompetensignal zu einem erbitterten, zähen Kampf.

Er dauerte ein halbes Jahr. Dann war Marie besiegt.

Das Modenwarengeschäft lockte vergeblich mit Diskonten, Ausverkauf, herabgesetzten Preisen. Man mußte sparen, sich einschränken, mit jedem Heller rechnen.

Marie hatte eine kleinere Wohnung genommen, zwei Zimmer mit Hofansicht, vierter Stock, ein Vorzimmer, schmal und dunkel wie ein Sack. Statt der beiden Diensthofen war eine verdrießliche Bedienerin da.

Aber George hatte sich bald damit abgefunden: eine Station. Die einzige Reise ihres Lebens fiel ihr ein; Stationen sind immer häßlich. Aber dann fährt man im D-Zug weiter.

Die Mutter kränkt sich? Berta weint jeden Tag vor Wut und Traurigkeit? Möglich. George jedenfalls merkt nicht viel davon.

Sie lernt. Seit fünf Jahren sitzt sie hinter einer chinesischen Mauer aus Büchern und Hefen. Mathematik, Logarithmen, die schrecklichen Verben auf „u“. Ihre lateinischen Schularbeiten werden Musterbeispiele, obwohl sie keine Satzform bezeichnen kann. Sie löst leicht und elegant mathematische Probleme und bringt selten eine richtige Addition zustande. Das wird sie ihr ganzes Leben nicht begreifen.

„Sie sind meine beste Schülerin,“ sagt der Ordinarius. „Aber ich muß Sie durchfallen lassen.“

Durchfallen! Lächerlich! Man ist George, muß nur den Kopf klar halten bei der nächsten Prüfung. Ein Hindernisrennen über Formeln, Definitionen — ein Netz Unmöglichkeiten: Spiel ist es! George kommt ans Ziel, ruhig, sicher, kein bißchen außer Atem.

Der Professor rettet sich in düstere Warnungen hinein.

„Sie lernen zu leicht! Sie werden nie etwas erreichen!“

Er zupft an seinem Bart und sagt feierlich:

„Sie werden sich noch an meine Worte erinnern.“ Lang, mager, schwarz steht er vor der Fünfzehnjährigen, die ihn anlächelt.

Der halboffene Mund, verwirrtes Haar, das helle Kleidchen — alles lächelt ihm entgegen.

Er ist plötzlich sehr sanft, der Herr Professor.

„Was soll aus Ihnen werden . . .!“

„Etwas Großes!“ sagt George. Ihr Gesicht wird weiß vor Hochmut.

Niemand in der Klasse versucht zu lachen.

Der Lehrer faßt sich zuerst. Er murmelt vor sich hin, man versteht nur den Schluß.

„ . . . und stolz sind Sie auch!“

George ist plötzlich wieder ein kleines Schulmädchen. Sie ist rot geworden und sagt:

„Ja, Herr Professor.“

Im Schulgarten schreien die Vögel in den blühenden Kastanien, das Zimmer ist hell von Sonne.

„Uebersetzen Sie jetzt weiter!“

George beugt sich wieder über das Buch.

„Aurea prima sata est aetas, quae vindice nullo . . .“

„Golden war das erste Zeitalter . . .“

Drittes Kapitel

Nein, das Gymnasium ist nicht der richtige Weg, den man gehen muß, um das François gegebene Versprechen einzulösen. Ewig hinter den Heften sitzen, Tage, halbe Nächte lang. Logik, Physik, Chemie, Griechisch. Zum Ersticken ist das! So vergeht ein Tag wie der andere, nutzlose Wochen, leere Monate, und François wartet im Dunkeln, findet keine Ruhe. Das Leben steht vor den vermauerten Türen, sein riesiges Herz lärmt und hämmert wie ein Motor.

George glüht und leuchtet vor Energie. Sie geht mit zurückgeworfenem Kopf, alle Muskeln angespannt zu einem ungeheuren Anlauf. Im rasenden Sprung durch die Luft zu schnellen, mitten hinein ins Leben, und, wenn es sein muß, ins Bodenlose. Aber wer zeigt den Weg, den einen, einzigen Weg! „JE SUIS PRESSEE!“ malt George mit Riesenschulbuchstaben auf einen Zettel und hängt ihn über ihrem Bett auf.

Franzi ist eine Volksschulkameradin, die jetzt zur Tippmamsell dressiert wird, aber überzeugt ist, die kommende Schauspielerin zu sein.

Einstweilen ist sie viel zu faul, um Rollen zu studieren oder sich auch nur prüfen zu lassen.

„Das ist unwichtig! Wozu? Ich weiß selbst, daß ich ein Talent bin.“

Franzi ist nicht wie die Mädchen im Gymnasium, langweilig, unregelmäßige Verben im Kopf, Geschichtsdaten in kurzfristigen Augen, — Franzi weiß immer merkwürdige und überraschende Dinge. Schon in der dritten Volksschulklasse hat sie erzählt, daß die Lehrerin und der Katechet wahrscheinlich ein „Verhältnis“ haben, und dann dieses Verhältnis detailliert erklärt.

Jetzt kennt sie andere Geheimnisse: Kokotten tragen schwarze Spitzenwäsche; man flirtet; wenn man ohne Geld ist, kann man die Taschenuhr versehen. Ueberhaupt:

„Man muß sich auf das Leben vorbereiten!“

Sie blinkert mit verkniffenen schwarzen Auglein, streckt die dünnen Affenarme pathetisch in die Luft.

„Das Leben, George, die Zukunft!“

Die Zukunft ist ein schauerlich schönes Gespenst, ein gefährliches Paradies, vor dessen Eingang Franzi steht, ein Erzengel mit fettigem Haar und breiten, schnuppernden Nasenflügeln.

Immer hat Franzi die führende Stimme bei diesen Gesprächen.

„Eine große Laufbahn! Europa liegt mir blöd und stannend zu Füßen. Ich werde den Hamlet, Medea und das Gretchen spielen! Und dann gehe ich selbstverständlich nach Amerika.“

Aber George weiß noch nicht recht, was sie werden

will. Wenn man dies eine Leben lebt, verflucht man dabei nicht rettungslos ein anderes?

„Hoch hinauf will ich! Allein sein! Nein, — nicht allein . . .“

Und dann, mit einer ganz seligen, schwebenden Kinderstimme:

„Geliebt werden will ich . . .“

Eine Weile bleibt es still.

„Du hast ja keine Ahnung,“ erklärt Franzi.

„Wenn ich erst siebzehn Jahre bin, nehm ich mir sofort einen Geliebten. Stupid sind die Männer, aber man braucht sie, man braucht sie!“

George ist beschämt und erstaunt und versucht, beides hinter einem Lächeln zu verbergen. Ihre Zähne schimmern weiß und feucht zwischen den geöffneten Lippen.

Franzi schaukelt wild bewegt auf dem Sessel hin und her, mit finsterner Stirn.

„Natürlich soll man reiche Liebhaber nehmen! So mäßig bemittelte Mädchen wie wir — du geruhst, nicht zu antworten?“

George dreht sich mit einer Grimasse von ihr ab.

Franzi sieht sie staunend an.

„Du arme Irre! Kindisch bist du! Geh in ein Kloster, Ophelia.“

Sie springt auf und streckt anklagend die Arme zum Himmel. Und plötzlich, überwältigt von der eigenen Geste, beginnt sie, Shakespeare zu rezitieren. Sie überschreit sich, kreischt, flüstert, dunkelrot vor Anstrengung und Begeisterung.

George hört ihr zu, atemlos und hingerissen.

Ach, das ist das Leben! Da wird gekämpft, geliebt, gestorben!

Man kann wirklich viel von Franzi lernen. Zum Beispiel, daß man ins Theater gehen muß. „Man muß einfach dabei gewesen sein!“ Gut, George entschließt sich also, dabei zu sein. Bei Klassiker-Vorstellungen zuerst, Sonntag Nachmittag, kleine Preise. Bis es sie nicht mehr los läßt, diese Wunderwelt, die Lichter, rauschende Worte. Bis sie zu jeder Premiere geht, nur die Tage zählt, an denen sie im Theater war. Und dann auf einmal weiß:

Ich will Schauspielerin werden!

Dieser Plan wächst in einem langen Jahr, wird so lockend, daß alles andere verblaßt. Schularbeiten, Zeugnisse, Prüfungen, — das ist der Tag, und George muß sich drehen und bücken, um durch das gefährliche Netz dieser Wirklichkeit zu kommen. Aber die Abende heißen Florian Seyer, Bohème, Lustige Witwe, Oedipus.

Sechs Jahre lang verstaubter Humanismus, das ist genug. Das ist schon zuviel.

Noch einmal wird George, trotz des endgültigen Entschlusses, wieder unsicher. Zwei Jahre vor dem Abitur! Theater ist Hazard. Niemand ist da, der raten, helfen könnte. Die Mutter, Berta, Franzi? Alles Fremde, mit denen man von ungefähr zusammen ist. Seit sieben Jahren ist François tot — seit sieben Jahren lebt sie allein.

Die Neuestudierung von „Totschläger“ im Stadt-Theater entscheidet dann alles.

Den Coupeau spielt Rudolf Roerber.

George hat ihn noch nie gesehen, weiß aber viel von ihm; daß er ein paar Ehen hinter sich hat, Ende der Vierzig ist und eine phantastische Laufbahn vertrunken hat. Trotzdem schreiben die Kritiker von Zeit zu Zeit begeisterte Feuilletons über ihn.

Auch Franzi sagt „er ist ein Künstler,“ und hebt melancholisch die Hand:

„Oh, welch ein edler Geist ward hier zerstört . . .“

George sitzt im Theater, ein kleines Sonntagsmädchen, in zartfarbigem Kleid und weißen Lederhandschuhen.

Der große Luster verlöscht, dann kommt der Gongschlag.

Es sind mittelmäßige Schauspielerinnen, glatt geschminkte Gesichter; kein Lächeln in ihnen, das das Herz trifft, kein Blick, der zu rühren weiß. Worte gleiten vorüber, tröpfeln lauwarm ab.

George langweilt sich und nimmt nur ganz nebenbei zur Kenntnis, daß auf der Bühne ein bunt gemaltes Frauenzimmer steht, das auf seinen Liebhaber wartet.

Dann tritt Coupeau auf. Dann geschieht das Wunder:

Ein Mensch ist plötzlich da. Ein verprügeltes, armseliges Gewas schlurft auf tappenden Füßen herum, tastet sich mit suchenden Händen weiter,

spricht mit heiserer, verbrauchter Stimme die ersten Worte.

George hat sich aufgerichtet, aber nach ein paar Minuten lehnt sie in ihrem Sessel, so erstaunt und hilflos, als hätte man sie durchgeschüttelt und dorthin zurückgeworfen.

Das gibt es? Das gibt es wirklich?

Auf der Bühne steht einer, hält mit sanftestem Lächeln die Hand der Geliebten; ein mattes Ucheln oft nur, ein Wort, das brennend ist von Einsamkeit. Wie eine brüchige Glocke ist diese Trinkerstimme.

Sie faßt nach George, stürzt in ihr Herz, sie ruft: komm, komm, komm . . .!

Wenn nicht zehn Parkettreihen zwischen George und der Bühne wären, würde sie augenblicklich diesem Fremden entgegenlaufen.

„Komm, komm zu mir . . .!“

Aber sie muß bis zur Pause warten, in der sie auf irgendeinen Papiersegen schreibt:

„Ich will Schauspielerin werden, und Sie müssen mein Lehrer sein! Kann ich Sie sprechen?“

Sie schreibt mit ihrer zerfahrenen, eiligen Kleinmädchenschrift, findet die Worte schön und großartig. Aber dann zerreißt sie den Zettel. Nein, das ist alles Unsinn. Arme Irre, sagt Franzi immer! Sie malt sich aus, wie sie den Zettel in seine Garderobe schickt, der Diener sie ansieht, ein Nein als Antwort bringt. Wenn man stolz ist, kann man dieses Nein unmöglich ertragen. Und man ist sehr stolz.

„Feig bist du?“ fragt François und lächelt betrübt aus den elektrischen Lampen des Kronleuchters.

Da nimmt sie ein anderes Blatt, schreibt nochmals und läuft, ohne das Geschriebene anzusehn, die Treppe hinunter, auf die Straße, zum Bühneneingang.

Der Portier hat einen drohenden Stachelschnurrbart, bellt wie ein Staatsanwalt. Das Trinkgeld nimmt er hoheitsvoll und gelassen.

George steht mit fliegendem Herzen, wie eine, die einen großen Lauf hinter sich hat, vor dem Eingang.

„Ja, nein, — ja, nein“, zählt sie an ihren Handschuhknöpfen ab. Es sind sechs, und sie sagen nein. Der Portier kommt noch immer nicht zurück.

Dann geht die Tür auf, ein Mann in blauer Arbeiterbluse sagt:

„Fräulein Bruckner —?“

Als sie seine Hand hält, hat sie alles vergessen, was sie sagen wollte.

„Ich will — Schauspielerin will ich werden.“

Er sieht sie an: ein Kind in hellem Kleidchen, zitternd vor Angst, und so viel Lieblichkeit um Stirn und Lippen.

Er legt die Hand auf ihre Schulter, vorsichtig, vorsichtig.

„Warum wollen Sie Schauspielerin werden?“

„Oh — ich will!“

Sehr verwundert klingt die Antwort.

Und dann:

„Sie müssen mein Lehrer werden!“

Sein geschminktes Gesicht kommt ganz nah, aber George fürchtet sich nicht mehr.

„Ja? Werden Sie mich unterrichten?“

„Nein!“ sagt Koerber. „Nein!“

Diese beiden Nein knattern wie Schüsse ab, treffen Georges Augen, die in feuchtem Nebel versinken. Langsam taucht aus dem Gran wieder Koerbers Gesicht auf, ein hilfloses, fast schon besiegttes Gesicht.

„Nicht weinen.“

Sie blinzelt mit nassen Wimpern und zerrt stumm an ihren Handschuhen. Koerber beugt sich würdig vor, um diese feuchten Wangen zu streicheln.

„Aber, aber . . .!“ tröstet er. Ein wenig laue Nässe bleibt auf seinen Fingerspitzen wie Tau junger Früchte.

Vor diesem nachlässigen, gedankenlosen Mitleid nimmt sie sich zusammen, ist wieder George, ein tapferer Soldat.

Sie fragt nochmals:

„Ja?“

„Ja“, sagt Koerber. Er denkt: das schadet nichts. Die nächsten Wochen muß ich filmen. Aber wie ernst sie es nimmt — hoffentlich vergißt sie es bald!

„Wann darf ich kommen? fragt George.

„In sechs Wochen.“

„Gut. Auf Wiedersehen in sechs Wochen. Und danke, danke!“

Koerber denkt einen Augenblick nach, sieht auf die Uhr.

„Ich hab noch zehn Minuten Zeit. Wenn Sie

mit ins Rauchzimmer kommen, können Sie mir noch vorsprechen."

Das Rauchzimmer ist eng und hoch. Fleckige Ledersessel stehen herum, auf dem Tisch liegt ein aufgeschlagenes Buch, ein zerknülltes Damentaschentuch und eine Hornbrille. Die Luft riecht schwer nach Zigaretten und Puder.

Trotzdem sagt George, nachdem sie sich schnell und neugierig umgesehen hat, entzückt:

"Wie schön! Ahh!"

Sie beugt den Kopf zurück und betrachtet andächtig ein bronzenes Leuchterweibchen, eine Meerjungfrau, die in ausgebreiteten Händen elektrische Kerzenbündel hält.

Schließlich erinnert sie sich an Koerber, und warum sie hier ist.

"Bitte, was soll ich vorsprechen?"

"Welche Rolle Sie wollen."

"Ich kann noch keine Rolle, Herr Koerber."

Koerber lehnt mit dem Rücken zum Fenster, lächelt und sieht sie mit geduldigen, klugen Augen an.

"Also ein Gedicht, Fräulein?"

"Ein Gedicht —."

George sucht aufgeregt in ihrer Erinnerung, aber ihr fallen nur halbe Sätze ein, Worte, die in keinem Gedicht vorkommen. Wie herrlich leuchtet mir . . . Goethe, geboren am . . . leuchtet mir die Natur, wie lacht . . . Was lacht, Wer lacht? Hörtest du es nicht hinein, daß Musik . . . A-Quadrat plus B-Quadrat, man muß sich konzentrieren! Daß Musik, Musik . . .

"Herr Koerber, ich kann jetzt kein Gedicht auswendig."

Er zuckt die Achseln, neigt sich in einer kleinen, ironischen Verbengung vor.

"Vielleicht das Vater unser, mein Fräulein?"

"O ja, bitte," sagt George.

"Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name, zu uns komme Dein Reich . . ."

Die Hände unsicher angestreckt, die Augen in verzweifelter Hilflosigkeit aufgerissen, spricht George weiter.

"Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden . . ."

"Das gibt es?" denkt Koerber. "Mein Gott, das gibt es wirklich?"

Er weiß nicht, ob er belustigt oder gerührt sein soll.

"Gib uns heute unser tägliches Brot und vergib uns . . ."

Mit jedem Wort wird die Stimme klarer und heller.

Koerber hat eine Zigarette aus seiner Brust hervorgekramt, aber er vergift im nächsten Moment, was er damit wollte, und zerdrückt sie mechanisch zwischen den Fingern.

" . . . und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern . . ."

Er preßt die Lippen aufmerksam zusammen. Die Schminke schmeckt widerlich nach Vanille und Fett.

„Führe uns nicht in Versuchung . . . sondern erlöse uns . . .“

„Erlöse uns!“ sagt George zu Koerber und hat eine kleine Sorgenfalte auf der Stirn.

Einen Atemzug lang weiß sie, daß dieser fremde Mann sie nicht erlösen wird, daß kein Heiland es kann, und daß sich jeder selbst erlösen muß.

„ . . . von dem Uebel, Amen.“

Dann hat sie alles wieder vergessen.

Beim „Amen“ stürmt der Garderobier herein.

„Das zweite Zeichen war schon!“

„Auf Wiedersehen, Fräulein Bruckner. In sechs Wochen studieren wir zusammen das Gretchen, ja?“

Er gibt ihr die Hand, sehr eilig, sein Gesicht ist plötzlich verändert, zerfallen und matt.

Er ist ein alter Schauspieler, der auf die Bühne muß.

George steht noch lange da, starrt auf die Tür, durch die er gegangen ist. Ein grenzenloses Mitleid ist in ihr; süß und warm geht es durchs Blut, sinkt bis ins Herz.

Man kann nicht mehr ins Theater zurückgehen, ruhig in einem Samtessel sitzen, wenn man das Wunder erlebt hat: einem fremden Menschen, einer fremden Welt nahegekommen zu sein.

Was war denn bis dahin: die Schule, leeres Pläneschmieden, Bücher und Geschwätz.

Jetzt ist in einer einzigen Stunde alles anders geworden, die Tür aufgefliegen, die ins Leben führt!

Ein Gespräch mit einem fremden Herrn, der Schauspieler ist? Eine Talent-Prüfung von zwei Minuten? Nein, tausendmal mehr: Zukunft, Vorwärtskommen, Erleben! Der Weg ins Freie! George läuft im Zickzack durch die Straßen, an Menschen, Wagen vorbei. Von ungefähr treibt sie einem dunklen Park entgegen. Liebespaare gehen Arm in Arm durch die Alleen, fahren auseinander, wenn George an ihnen vorbeiraft.

Geruch von feuchtem Gras und Erde ist in der Luft, in schattigen Bosketten flüstert es.

„So ist der Abend, den ich nie vergessen werde“, denkt George. „So ist der Abend, an dem mein Leben beginnt . . . Man wird kämpfen, lieben und sterben!“

Ein schwindliges, atemloses Kind rennt durch den finsternen Park, bleibt am Ausgang geblendet stehen: die Straße dröhnt von Trambahnzügen, Autohupen schrillen, und der Himmel ist rot vom Widerschein der Lichter.

Sie fährt nicht heim, sondern zu Franz. Erzählt die Geschichte von Koerber, ihren großen Sieg.

„So hat er meine Hand gehalten — so hat er mich angesehen!“, verzieht den Mund zu einem resignierten Lächeln, legt die Hand, vorsichtig, vorsichtig auf Franz' Schultern.

„Warum wollen Sie Schauspielerin werden?“

Franzi zittert vor Aufregung.

„Und hat er dich geküßt?“

„Nein,“ sagte George. Sie denkt: hätte er mich

küssen müssen? Ist es schön, von einem Mann geküßt zu werden?

Sie sitzt ganz still, die Hände um die hochgezogenen Knie geschlungen, den Kopf zurückgeworfen.

„Ist es schön, geküßt zu werden?“

Sie erschrickt vor ihrer eigenen Stimme.

„Natürlich!“ erklärt Franzi, die es längst weiß.

„Ganz unerhört ist es!“

Sie hält atemlos eine große Rede, klebt in Eile an all das Zarke und Zärtliche ihre verschmierten Stifette.

George ist wehrlos und schweigt.

„Jetzt kann ich's dir ja sagen. Ein Student, also! So fesch . . .!“

Was hat das alles mit ihrem Erlebnis zu tun?

Am Schluß tätschelt ihr Franzi überlegen die Wangen.

„Frag nur immer mich! Unruhe, Gefahr, Verwirrung — ich kenn die ganze Szenenfolge. Aber mach dir keine Sorgen: Du hast mich! Und du liebst ihn ja!“

George packt wortlos Hut und Handschuhe, springt auf.

„Was ist denn los?“

„Es ist schon spät. Und — bitte, sprich nie mehr darüber, daß ich — daß ich ihn —.“

Franzi ist starr. George hat schon die Türklinke in der Hand, als sie endlich losfaucht.

„Das ist der Dank! Eingebildet bist du! Falsch bist du! Jetzt geh noch zu meiner Mutter und erzähl ihr alles, was ich dir anvertraut hab.“

„Glaubst du wirklich, daß ich das täte?“

„Jetzt glaub ich alles!“

Franzi zittert vor Wut und sucht fieberhaft nach einem Wort, mit dem sie George ins Herz treffen kann.

„Und dieser Herr Koerber! Ahh! Wenn er nur nicht am Delirium stirbt, meine Liebe . . .“

„Meine Liebe“, sagt George kühl und höflich, „ich glaube, es wird besser sein, wenn wir uns ein paar Jahre lang nicht sehn!“

„Du liebst ihn,“ denkt George den ganzen Heimweg über. „Du liebst ihn . . .“

Sie geht mit ruhigem Schritt durch die schlafenden Gassen. Ihr Gesicht ist sanft und offen.

Es ist so schön und einfach, zu lieben.

„Ich werde Schauspielerin!“ erklärt George ihrer Mutter, dann fällt sie ins Bett, schläft einen traumlosen, glückseligen Schlaf.

Marie liegt noch lange wach, martert ihren armen Kopf. François hätte es nicht erlaubt! Nein, sie darf nicht. Dann denkt sie wieder an die Rechnungen, die nächste Woche fällig werden. Das Geschäft, das George zum reichen Mädchen machen sollte, geht abwärts. Vielleicht ist es gut, wenn sie zum Theater kommt? Geschichten von Schauspielerinnen, die Barone und Fürsten geheiratet haben, fallen ihr ein. Und wieder die Rechnungen. Alle Sorgen muß man allein tragen. Undankbar sind Kinder. Hat sie nicht alles für sie getan?

Hat sie ihre Jungen nicht gefüttert, geliebt, verzärtelt? Wo bleibt der Dank, der Trost für Einsamkeit und Alter? Mit Berta ist nichts mehr anzufangen, seit ihr der Commerzprossige von gegenüber Liebesbriefe schickt. Und George? Eigensinnig, ja, eigensinnig ist sie. Damals im Dorf haben die Kinder den Eltern gehorchen müssen, — daheim im Dorf war alles schön und gut gewesen . . .

Kurz nach dem Abend, an dem Koerber das Mädchen George zum erstenmal gesehen hat, ist seine Frau mit einem prominenten Kollegen durchgebrannt.

Die illustrierten Blätter bringen Photos, gleichsam inoffizielle Vermählungsanzeigen: der berühmte Schauspieler an Bord des „Giant“, der ihn zu einem Gastspiel nach Amerika bringen soll, neben ihm die gepflegte, charmante Frau, Blumenstränße im Arm, lächelnd und zufrieden.

„Die Tänzerin Claire Waldner-Koerber und Albert Kirchner schiffen sich nach New York ein.“

Das ist der Abschiedsgruß an Europa, an den trauernden Hinterbliebenen.

In den Theatergarderoben, Literaten-Cafés, im Zuschauerraum sogar wissen alle alles und sind ungemein interessiert: wie wird Koerber es tragen?

Der läuft in zerknitterten Anzügen herum, lernt keine Rolle, man erzählt, daß er betrunken zu den Proben kommt.

Er spricht fast nichts. Am wenigsten mit Frauen.

Giftige Tiere sind das, eine wie die andere. Wenn man sie nicht beizeiten zertritt, fressen sie einem das lebendige Herz aus der Brust.

Seinen Freunden erklärt er, daß die Huren noch die besten sind.

„Die wissen, was sie im Bett zu tun haben. Die einzig Anständigen: nehmen einem nur Geld fort!“ Verbissen, beschämt, aufgewühlt stolpert er seinen Weg, auf dem plötzlich diese Sechzehnjährige steht. Dünne Kinderarme; Lippen, die noch nie geküßt haben; ein Lächeln, durchsichtig zart, das blendet und verschwendet.

Jetzt ist er neununddierzig. Graue Fäden im Haar, zerfetzt von Einsamkeit und Skrupeln, weiß er quälend deutlich, daß hier der letzte Stern aus Dunkel und Nacht steigt.

Er duldet, daß George ihn antelephoniert, immer wieder beim Bühneneingang auftaucht. Aber wenn sie zu fragen anfängt, wann der Unterricht beginnt, jedesmal daselbe, mit kindischer Hartnäckigkeit, stottert er sinnlose, zerfahrene Ausreden.

„Keine Zeit . . . es geht absolut nicht. Vielleicht in den nächsten Tagen, vielleicht in zwei Monaten, nicht wahr?“

Einmal wartet sie stundenlang im flatschenden Regen, nur um wieder diese Antwort zu bekommen. Da entschließt sie sich zu Unerhörtem.

„Sie werden von mir nicht mehr belästigt werden, Herr Koerber! Ich werde gewiß nicht wiederkommen.“

Sie nestelt ihren Regenmantel zusammen, ganz

„große Dame“. Ihr Gesicht ist spiegelnd vor Nässe und das Hütchen verquollen wie ein Schwamm.

„Adieu“, sagt sie und streckt das Kinn hochmütig vor.

Aber dann geht sie doch nicht.

Nichts hat sie für ihn tun können, kein Opfer, keinen Trost, nichts, nichts!

Sie starrt ihn an, als müßte sie sich jede Falte seines Gesichts für alle Ewigkeit merken.

Koerber streckt ihr beschwichtigend die Hand entgegen, aber George rührt sich nicht.

Erst nach Sekunden bemerkt sie seine Hand, neigt sich ihr entgegen, und, an ihr vorüber, fällt sie an seine Brust.

Einen Herzschlag lang halten sie sich umarmt, auf der Straße, im kalten, sprühenden Regen.

„Es tut mir so weh, daß Sie nicht glücklich sind . . .“

„Ein Kind liebt mich!“ denkt Koerber und ist stolz und traurig.

Das letzte Stück der Straße bis zur weißen Villa nimmt George immer in seligem Galopp.

Aber heute stakt sie mit aufgelösten Schritten windschief vorwärts. Sie hat bis fünf Uhr morgens an ihrer Rolle gelernt und schläft jetzt im Gehn.

Von Zeit zu Zeit reißt sie die Augen krampfhaft auf und murmelt etwas Unverständliches, das „O Gott“ heißen soll. Sie ist ganz schwindlig vor Müdigkeit.

Aber schließlich kommt sie doch an.

„Kr—r—r“, schnarrt die Klingel, und George lehnt sich eng an die grüne Gartentür, die Wange ans Holz gepreßt. Es riecht nach Delfarbe und heißem Staub.

Dann tappen Schuhe über den Kies, die Haushälterin sperrt auf.

„Ach, das Fräulein! Der Herr ist grad beim Aufstehn.“

Sie führt George ins Arbeitszimmer und windet sich höflich zur Tür hinaus.

Für ein paar Minuten wird George ganz wach. Sie wirft Hut und Buch auf einen Sessel, läuft durchs Zimmer, immer im letzten Moment einem kantigen Möbel ausweichend. Mit wehendem Kleid und abgestreckten Händen dreht sie sich herum und wieder einem neuen Ziel entgegen, einer Zeitung, einer Aschenschale, einem Bild.

Dann landet sie mit einem leichten lautlosen Wirbel im Fauteuil. Die weiße Seide des Rocks flattert auf wie ein Ballon und fällt in kleine, schaumige Falten zusammen.

Sie zupft immer wieder daran herum, streicht mit spitzen Fingern das Haar zurecht und wartet.

Es ist herrlich, zu warten, zu wissen, daß im nächsten Augenblick Schritte kommen, die Klinker herunterschnellen wird.

Ein verbenlter, vernachlässigter Anzug, Geruch von Lavendelwasser und süßlichem Tabak, ein Gesicht, aufgewühlt, zerrissen wie ein Herbstfeld.

Ein lannisches Gesicht: manchmal brennend von

schlecht versteckter Zärtlichkeit, dann plötzlich kalt, verschlossen und verbittert.

Aber ihr ganzes Herz hängt daran, bereit, sich zu verschwenden für ein Wort, ein Lächeln, ein Nichts.

Dann geht die Tür auf, dann sagt jemand:

„Guten Morgen, George.“

Und sie wird ganz klein unter dieser Stimme, zusammengedrückt vor Glück und Entzücken.

— — — — —
„Das war jämmerlich schlecht, George. Nochmals den ersten Akt!“

George lehnt an der Wand, dunkle Schatten um Stirn und Augen. Sie ist so müde und zerschlagen, schlafen will sie, eine Zigarette rauchen — was geht sie die Probleme des Baumeisters Solneß, dieses Fräulein Hilde Wangel an.

Koerber gibt das Stichwort:

„. . . aber eines Tages, da kommt die Jugend her . . .“

„Guten Abend!“

„Guten Abend!“

„Ich glaube gar, Sie erkennen mich nicht mehr!“
George starrt vergrämt in die Luft und hält die Arme an den Leib gepreßt wie eine Holzpuppe.

„George!“

Sie zuckt zusammen, reißt die Augen auf.

„Oh, — wie Sie schreien!“

„Sie schlafen ja.“

Koerber klappt mit einem Knall das Buch zu, wirft

es auf gut Glück in die Schreibtischgegend. Er ist verärgert.

Dann knistert es auf Zehenspitzen über den Teppich hin, ganz vorsichtig, ganz leise. Ein Finger mit rosigem Nagel fährt über seine Hand hin, zuckt zurück, kommt wieder und bleibt warm und vertrauensvoll liegen.

„Ich bin so müde, ich hab bis früh gelernt. Sie sollen nicht böse sein!“

„Was?“ fragt er und starrt auf den glänzenden Nagel-Käfer.

„Sie sollen nicht böse sein!“

„Zückie, zückie . . .“, pfeift Koerber, ohne sie anzusehn. „Was haben Sie für eine Stimme, George!“

„Gefällt sie Ihnen?“

Er greift so schnell nach der Tabatière, daß der Käfer das Gleichgewicht verliert und abrutscht.

„In einem Vierteljahr wird sie einer ganzen Stadt gefallen. Es wird Zeit, daß Sie ins Engagement gehen, George.“

„Aber nein“, sagt George in schöner Gelassenheit.

„Aber ja!“

„Was soll ich denn im Engagement?“

Sie ist erstarrt, als hätte sie noch nie etwas vom Beruf einer Schauspielerin gehört. Dann kommt das Erschrecken.

„Sie wollen mich fort haben! So ist das, nicht wahr?“

Jetzt hat er den Kopf zu ihr gedreht, jetzt sehen sie sich in die Augen, atemlos zueinander geneigt.

Aber im nächsten Moment springt Koerber auf. Er stolpert über das Buch, das noch am Boden liegt. Eine Weile sieht er es zornig an — „aber eines Tages, da kommt die Jugend her . . .“ — und stößt es mit dem Fuß zur Seite.

Er raucht krampfhaft an seiner Zigarette, geht zum Fenster.

Er schiebt die Stores zurück, sieht eine Weile mit halbgeschlossenen Augen in die glitzernde Mittags-sonne und schließt dann das Fenster, nur um irgend- etwas zu tun. Während er an den Riegeln herum- bastelt, sagt er:

„Ja, ich will, daß Sie fortgehn.“

Jetzt ist das Fenster zu, und im Zimmer breitet sich ungehindert der süßliche Qualm der englischen Zigarette ans.

„George, Sie sind doch so klug, Sie werden ver- stehen, was ich Ihnen sagen muß. Diese — diese Sache zwischen uns muß aufhören, bevor sie an- gefangen hat. Ich will nicht, daß Sie unglücklich werden. Und Sie würden unglücklich sein!“

Während er spricht, streicht er mit der einen Hand unausgesetzt über das sonnengewärmte Glas. Für ihn fühlt es sich an wie glatte Haut.

„Sie sind sechzehn — und ich ein alter Mann. Glauben Sie denn, es gibt eine Brücke über so viel Jahre? Es gibt keine Brücke. Vor ein paar Monaten ist es mir ja bewiesen worden, nicht wahr?“

Ich habe nichts zu geben, George! Alles, was ich für Sie tun kann, ist, zu verzichten. Sie denken

jetzt sicher: er macht es sich bequem! Aber in mei- nem Alter fängt man an, die Bequemlichkeit zu lieben. Ich will nicht zum zweitenmal erleben, was ich vor kurzem erlebt habe. Und ich will mein gutes Gewissen behalten . . .“

Warum antwortet sie nicht? Weint sie? Kommt er ihr lächerlich vor? Nur weitersprechen, irgend- etwas sagen. Sich retten, bevor man in Leiden- schaft und Leiden ertrinkt!

Er hat nicht den Mut, sich umzudrehen und sie anzusehn. Die Hände an das Fensterholz ge- klammert, spricht er eine sinnlose Litanei herunter. George hockt noch immer neben dem Fantenil, den Mund von einem großen lautlosen Schrei verzerrt. Was hat sie ihm getan, daß er sie so elend macht! Was soll aus ihr werden, wenn er sie fortstößt? Sie steht auf, will zu ihm. Das Zimmer torfelt wie ein Schiff.

„Sie verstehen mich, George? Sie geben mir recht?“

Hinter seinem Rücken fällt etwas auf den Teppich nieder, ohne viel Lärm zu machen. — — —

George hebt die Augen; das Licht blendet. Von weit her ruft eine Stimme ihren Namen, kommt immer näher und sagt dann gequält:

„Mach es mir nicht so schwer . . .“

Nein, sie will es ihm nicht schwer machen. Sie probt ihre Rollen, sagt nach dem letzten Wort „Adieu“ und geht.

Koerber will es so, darnun muß es sein. Aber nicht mehr lang, nicht lange mehr . . .

Zum erstenmal in ihrem Leben weiß George genau und klar, was sie will: ihm alles geben — das, was das Mädchen George ist, und das, was es werden kann, alles, alles!

Im Auto ist es, abends, auf der Fahrt zum Theater.

Der Wagen dreht um eine Ecke, wirft sie mit einem Ruck zu ihm.

Zum erstenmal ist ihr Gesicht ganz nah, dies Gesicht, in dem noch kein Geheimnis steht. Er hält es fest, beugt sich herunter; seine Hand tastet über Haar, Stirn, Schläfen.

„George, George . . .“

Große lare Tropfen sickern über ihre Wangen, aber sie lächelt, — und sein Mund versinkt in diesem Entzücken von Tränen, Lächeln, Jugend.

Er hält sie an sich gepreßt wie ein gestohlenen Tier und sagt atemlos:

„Du bist so jung!“

Und immer wieder:

„Du bist so jung . . .“

Alle Süßigkeit ist das, Angst, Fieber. Sinkt ins Blut, lockt, peitscht, hegt!

Mit geschlossenen Augen beugt er sich über sie. Zitternde Hände um seine Schultern, ein wehrloser Mund, kühle, kleine Brüste.

Das Wort? Das gute Gewissen?

Jetzt ist alles gleich.

Nehmen! Nehmen! Die letzte Freude, das letzte Glück!

Die Autohupe brüllt auf, Bremsen knirschen, der Wagen hält an einer Straßenkreuzung. Koerber ist plötzlich überwach. Er läßt sie los, ganz langsam, sieht sie in die Polster zurückgleiten, ins Dunkel.

Das Auto rattert weiter.

Ist sie denn überhaupt noch da, hat er sie jetzt nicht für immer losgelassen?

Er hebt ein Buch auf, das hinuntergefallen ist, und versucht, mit seiner Alltagsstimme zu sprechen.

„Wir wollen keine Dummheiten machen, nicht wahr, George?“

Aus dem Dunkel kommt lang keine Antwort. Dann sagt ein verzweifelter, kleiner Schatten:

„Rudolf!“

Was nützt es, ihr zu antworten: einmal wirst du mir dankbar sein. Oder: morgen hast du mich vergessen — und wenn nicht morgen, dann im nächsten Jahr.

Da er nichts zu sagen weiß, sucht er nach ihrer Hand und küßt sie. Ein süßlich schwacher Duft von Klee steigt von ihr auf. In diesen letzten Minuten denkt er noch einmal, und fast wie wenn schon Jahre dazwischen lägen: Klee, Wiesen, Wärme. Das letzte Glück, die letzte Freude.

Und denkt:

„Jugend, die ich jetzt verlasse . . .“

Im selben Moment ärgert er sich, verzieht das Gesicht: sentimentaler Esel!

Er läßt ihre Hand, greift nach der Tabatière und holt umständlich eine Zigarette heraus. Aber er zündet sie nicht an.

Mit verkniffenem Mund sitzt er da.

„Jugend, die ich jetzt verlasse . . .“

Starkes Licht strömt in den Wagen, das Auto hält vor dem Theater.

Sie scheint ihm plötzlich verändert, fremd und farblos geworden. Wie sie mit abgehackten Schritten aussteigt, den Mantelkragen hochknüpft, wie ein Schulmädchen „Gute Nacht“ sagt.

Er steht neben ihr und sieht sie hilflos an.

„Komm nicht wieder zu mir!“

George nickt, „Ja, ja“. Ihr Gesicht ist weiß und starr wie eine Maske.

Er erschrickt, er preßt ihre Hand.

Eigentlich möchte er sagen: verzeih mir! Geliebtes, weißes Götzenbild, das ich nicht zerbrechen will . . .

Aber er wiederholt nur:

„Komm nicht mehr zu mir. George, versprich mir das!“

Dann greift er ungeschickt nach seinem Hut und geht, ohne sich umzusehn, die Treppe zum Eingang hinauf. Jetzt ist es vorüber! Gut, daß es vorüber ist!

Nur noch ein Schritt bis zur Tür. Da dreht er sich um, läuft die Stufen zurück.

„George, George!“

Aber sie ist verschwunden, der Platz vor dem Theater ist leer — — —

Ein paar Wochen lang war ihr Name für ihn mit Traurigkeit erfüllt. Dann ließ die Zeit die Erinnerung verblasen. Er vergaß ihren Gang, ihre Stimme und ganz zuletzt auch ihr Lächeln.

Viertes Kapitel

Der Abend, an dem Koerber den Coupeau spielte, und der, an dem er weggegangen ist, ohne sich umzusehn, — die Stunden in dem weißen Haus — alles vorbei. Und vorbei auch, was früher gewesen: Schule, Franzis Geplapper. Versunken, was halb erloschen noch aus Kindertagen herübergeschimmert hatte: Reifenspiele, Puppen, ein Goldfisch, der Klara hieß.

Das ganze Leben zusammengestürzt, verdorben, sinnlos geworden.

George sitzt stundenlang in der Divanecke, sieht auf ihre Handflächen, als stünde da die Rettung niedergeschrieben.

Manchmal beginnt sie mit der Mutter lange, monotone Gespräche.

„Erinnerst du dich noch an den ersten Schultag? Ich war so stolz auf das neue Kleid! Aus weißem Mull war es, nicht wahr?“

Marie erinnert sich, weiß auch, daß sie damals geweint hat, weil George schon so groß geworden war und lernen mußte.

„Und als ich zum Geburtstag die herrliche Puppe bekommen hab . . .“

„Und der schenßliche Ordinarius im Gymnasium . . .“

„Und als Berta tanzen lernte, nicht wahr . . .?“
Immer mehr Erlebnisse fallen ihr ein. Sie erinnert sich an Dinge, die selbst Marie vergessen hat, hebt sie aus dem Dunkel und betrachtet sie entzückt und traurig.

So war der Geruch in den Schulstuben gewesen und die grünen, harten Bänke, und so war die Nacht, in der François starb, und so waren die ersten Kirschen, eine bunte Schleife im Haar . . .
„Daß dir jetzt immer diese alten Geschichten einfallen?“

Marie wundert sich.

„Ja, daß mir das jetzt alles wieder einfällt . . .“, sagt George.

Sie sitzt zusammengekauert zwischen den Divanfüßen und spricht mit einer langsamen, verzagten Kinderstimme.

Sie nimmt Abschied über Abschied.

George hat ihre Rollenbücher verbrannt.

„Mit dem Theater ist es aus, Mama. Ich kann nicht. Ich will nicht mehr.“

Marie hat schon verlernt, zu fragen oder zu verbieten. Sie weiß, daß alles gehen muß, wie es bestimmt ist.

George sitzt im blauen Zigarettenrauch, trommelt mit den Fingerspitzen auf den Tisch.

„Sei nicht traurig. Ich werde etwas anderes auffangen.“

„Ja“, sagt Marie, „ich weiß. Du wirst etwas anderes anfangen. Du wirst uns eine große Zukunft bauen, das Glück läßt sich finden.“

Sie streicht mit schweren Händen das Tisch Tuch glatt, an dem nichts zu glätten ist. Die Tränen tropfen ihr über die aufgeschwemmten Wangen.

„Du wirst immer wieder etwas anfangen!“ lispelt Berta. „Du verstehst ja alles, kannst alles — du Schöne, du Gescheite, du Liebenswürdige! Und nichts wird daraus werden, gar nichts.“

Sie betrachtet zufrieden ihren Verlobungsring. Dann zieht sie die Lippen hoch.

„Enfant perdu!“

„Ja!“ sagt George und nickt ihr mit weit offenen Augen zu. „Verlorener Krieger auf verlorenem Posten.“

Sie schnellt die Hand durch die Luft, als wollte sie den Strich ziehen unter einer Rechnung. Es ist viel Kraft in dieser mageren Hand und dem dünnen Gelenk.

Dann fallen die Finger zurück, gewollt schlaff, als wäre in ihnen Angst erwacht, zuviel verraten zu haben.

George greift nach den Zigaretten, der Streichholzschachtel, lächelt verwirrt nach rechts und links.

„Habt ihr schon den Prozeß im Abendblatt gelesen?“

„Wollen wir morgen zusammen spazieren gehn? Seid ihr noch böse mit mir?“

Es ist ein armseliges Gezitscher, das bald verstummt.

Dann steht George auf und geht aus dem Zimmer. Berta schaut interessiert auf die braune zermürbte Tür, die sich lautlos zudreht, dann fischt sie einen Apfel aus der Obstschale, poliert ihn liebevoll auf, bevor sie ihn isst.

Zwischen zwei krachenden Bissen fragt sie:

„Warum will sie eigentlich nicht mehr Schauspielerin werden?“

Marie gibt keine Antwort. Mit gesenktem Kopf horcht sie verwirrt und dumpf in sich hinein.

Georges Tapferkeit ist nur Haß gegen Koerber. Er hat sie verraten und verstoßen. Fort mit ihm! Er war ein armseliger Schuft, der nicht den Mut zum Unrecht hatte.

Ihr ohnmächtiges, zertrampeltes Herz hat sich diese Lösung zurechtgelegt, um wieder frei werden zu können. Um den Weg zu sich selbst zurückzufinden.

Hassen, besudeln — das ist Rettung.

Uurat über diese Liebe ausgießen.

„Jrgendeiner!“ befiehlt sich George.

„Der Nächste, der mir gerade über den Weg kommt. Jrgendwer . . .“

Sie hämmert es sich ins Hirn, sagt es tausendmal in ihren jammervollen Nächten, in den Tagen, die wie kurze, grane Minuten vorbeierollen.

— — — — —
Sie lernt ihn bald kennen, diesen Herrn Jrgendwer. Nach einem Konzert, bei der Garderobe. Er ist blaß, hoch, herrlich elegant.

„Sie haben Ihre Handschuhe verloren, gnädiges Fräulein.“

„Danke!“ sagt George und sieht aufmerksam seinen widerwärtigen Mund an. „Danke, mein Herr.“

Eine Stunde später sitzt sie mit ihm in einem noblen, stillen Restaurant. Die Wände sind mit gelbem Stoff bespannt, auf kleinen Tischen stehen Blumen. Feierliche Kellner rücken die Sessel zu recht.

George trinkt etwas Grünes, Bitteres, das ihr Mund und Kehle verbrennt.

„Absinth ist das? Sehr gut! Aber ich bin eigentlich an Bier gewöhnt. Daheim trinken wir immer nur Bier, wissen Sie . . .“

Eine Weile knattern die Sätze weiter, bis sie plötzlich mitten im Wort abreißen. George sitzt mit zusammengepreßten Lippen und starrt vor sich hin. Was sie denn hätte?

Zwei Augen heben sich langsam, dunkel vor Trübsaligkeit. Und an ihnen vorbei zirpt ein Mund, der weiß ist unter der Schminke:

„Ich muß Ihnen etwas eingestehen . . . ich bin nur ein Schneiderlehnmädchen. Enttäuscht Sie das?“

Aber man ist beglückt, sie kennengelernt zu haben. Harte, trockene Lippen stoßen auf ihre Hand nieder. „Das sagen Sie jetzt so. Aber Sie haben zuerst doch geglaubt, ich wäre ein Mädchen aus feiner Familie!“

George trinkt auf einen Zug ihr Glas leer und blinzelt den fremden Herrn an.

„Eines, das ins Gymnasium gegangen ist? Sprachen gelernt hat? Vielleicht Schauspielerin werden wollte?“

Sie lacht mit offenem Mund, kann nicht aufhören zu lachen.

„Sie irren sich!“ sagt das schwindlige kleine Mädchen George. „Ich bin ein Schneiderlehnmädchen. Wir sind sieben Geschwister daheim . . .“

Der Kellner-Fürst geht lautlos auf und ab, schenkt immer wieder die Gläser voll.

George erzählt flüsternd eine unendlich lange Geschichte von Proletariatskindheit und Hunger. Schmückt sie mit liebevollen Details aus. Kein Name und kein Datum wird dem sorgnierten Herrn erspart. Die ganze große Familie spaziert auf, balgt sich, macht Sonntagsausflüge, Butterbrote und Bierflaschen im Rucksack.

„Ich bin mit einem Bäcker verlobt“, schließt der Boticelliengel aus der Vorstadt. „Er ist nur ein Handwerker, aber er hat Sinn fürs Höhere! Wenn er wüßte, daß ich jetzt hier sitze . . .“

„Wenn er das wüßte . . .“, sagt George nochmals, als sie mit dem Fremden in seine Wohnung fährt.

— — — — —
Sie kommt nach Hause. Rosige Wolken schwimmen am Himmel, kalt und scharf ist der Morgenwind.

Die Treppen hinauf, vorsichtig über den Korridor.

George bleibt nach jedem Schritt stehen, horcht.
Aber es rührt sich nichts.
Sie geht in ihr Zimmer, dreht den Schlüssel um.
Krenz und quer fliegen die Kleider über den Sessel.
Auf der Straße rollen die ersten Wagen vorbei.
„Schlafen“, denkt George. „Schlafen und nie
mehr aufwachen . . .“

Fünftes Kapitel

Das Geschäft ist verschuldet, die unbezahlten
Rechnungen von den Fabrikanten eingeklagt.
Marie weiß keine Rettung, läuft umher wie die
Maus in der Falle.

Aber Berta, lebensklug wie einstmals die junge
Marie, findet schließlich den Ausweg:

„George hat reiche Verwandte!“

In Marie flackert eine beglückende Hoffnung auf:

„George, du mußt ihnen schreiben!“

Ein Brief wird abgeschickt an Helene, die älteste
Schwester François'. Es fällt George nicht einmal
schwer, um Hilfe zu bitten, elend und mutlos wie
sie ist.

Nach Tagen kommt eine frostige Antwort, aber
immerhin wird George zum See eingeladen.

Das Haus liegt im Villenviertel, groß und gran
zwischen geschorenen Rasenflächen.

Vor fast vierzig Jahren ist François von hier fort-
gegangen, nachts, ohne Abschied. Aber in diesem
Haufe zählt nicht, was ihm von da ab an Kampf,
Enttäuschung, Liebe und Not gegeben war. Hier
weiß man nur von der Nacht, in der François

verschwinden, und dem Jetzt, das ihn wiederbringt. Diesem Jetzt, in dem der Diener feierlich die Saloutür öffnet.

„Das gnädige Fräulein Brückner.“

Ein Seidenkleid knistert langsam übers Parkett, eine kühle Stimme spricht:

„Ich freue mich, daß du gekommen bist.“

Dann sehen sie sich an, witternd, prüfend, und erkennen erschrocken das Gemeinsame in ihren Gesichtern.

Als Helene sie auf die Stirn küßt, schließt George die Augen, geblendet vor Glück.

„Ich bin heimgekommen!“ denkt sie. „Jetzt wird alles gut werden. Ich bin zu François heimgekommen.“

Am Teetisch sitzt auch der Onkel, ein grauhaariger, schweigsamer Prinzgemahl, der nach vielen Jahren Ehe noch immer ein Fremder ist.

Er lächelt gelangweilt und verloren vor sich hin, als Helene den Toten ihres Hauses das Kind George vorstellt.

„Auf diesem Bild ist Karl, dein Urgroßvater. Das sind seine Söhne: Hermann, Ludwig, Georg. Ludwig war Baumeister und ist nach China gegangen.“

„Ich weiß“, sagt George. „François hat immer von ihm erzählt. Er hat euch einmal ganz komisches Spielzeug geschickt, nicht wahr?“

„Ja“, sagt Helene und ist für einen Augenblick ein beglücktes, kleines Mädchen mit ranzligen Wan-

gen. Aber das Leuchten geht schnell vorbei. „Wir waren damals noch Kinder.“

„Das ist Hermanns Familie. Er hat sieben Kinder gehabt.“

„Wir sind sieben Geschwister daheim“, schnurrt eine Grammophonplatte in Georges Hirn, dreht sich so rasend schnell, daß sekundenlang das Zimmer, Bilder, Luster mittanzen.

„Sie sind leider alle gestorben“, sagt Helene höflich bedauernd. „Es war ein großes Unglück für den armen Hermann.“

„Und das ist die Frau deines Urgroßvaters Georg. Er hat einmal eine Reise nach Frankreich gemacht und ist verheiratet zurückgekommen. Eine Pariserin! Kein Mensch weiß, aus welcher Familie sie war!“ Noch jetzt zittert in Helene die Empörung, die damals, vor zwei Generationen, getobt hat.

„Das waren die Kinder: deine Großtante Suzanne, dein Großvater George, nach dem du heißt.“

„Das ist deine Großmutter. Sie ist vor sechs Jahren gestorben.“

„Und meine Schwester Lucie — sie ist ihrer Mutter bald nachgegangen . . .“

Helene steht still, mit gesenkten Augen, ermüdet von einer langen Reise.

Viele Bilder hängen an den Wänden — alle Toten der Brückner.

George sieht von einem zum andern. Immer wieder.

François ist nicht darunter.

Der Prinzgemahl spielt mit George auf dem Balkon Schach.

„Man müßte es ihr abgewöhnen“, denkt Helene. „François hat auch immer Schach gespielt . . .“ Sie geht ins Zimmer zurück, überwacht den Diener, der den Teetisch abräumt.

Er kramt herum, kann sich scheinbar nicht entschließen, hinauszugehn.

Draußen auf dem Balkon lacht George, ein schönes, klares Lachen wie von einem Knaben.

Sie sehen sich lange an, der alte Diener und die alte gnädige Frau.

„Jetzt ist er doch wiedergekommen“, sagt Helene.

„Ja, jetzt ist er wiedergekommen“, antwortet der Diener.

Dann horchen sie wieder und schweigen.

Schließlich ist der Tisch in Ordnung, und der Alte verschwindet.

Helene hat die Augen geschlossen und denkt nach. „Sie gehört zu uns“, denkt sie. „Blut ist stark.“

Sie hat die gleichen Augen wie der Urgroßvater. Wie Tante Suzanne. Wie ich. Vorhin hat sie dem Diener zugenickt: „Ach, Josef ist auch noch da?“ Dabei hat sie sicher noch nie im Leben einen livrierten Diener gesehn. Die arme Lucie sagte bei jedem Besuch: ach, Josef ist auch noch da? Jetzt sagt es George. Sie gehört zu uns . . .“

Aber die Zweifel kommen: sie ist François' Tochter. Sie taugt nichts, kann nichts taugen! Was hat sie für ziellose Geschichten erzählt: Gymnasium, Theater . . . Keine Disziplin! Aber ein sieb-

zehnjähriges Kind läßt sich formen wie weicher Ton.

„Man muß es wenigstens versuchen“, sagt sich Helene.

„Man muß gutmachen, was man vielleicht an François versäumt hat.“

„Gutmachen! Wieder gutmachen!“ hämmert das Herz, in dem längst Vergangenes wieder erwacht ist.

Sie hat alle Fassung und Würde verloren, weint trostlos vor sich hin. Einsam und weinend geht sie im Dämmern durch das Haus, treppauf, treppab.

Da sind diese Zimmer, groß wie Säle, mit verhängtem Kristalluster und an den Wänden steif aufgereihten Stühlen.

Da sind die hohen, schweigenden Korridore.

Die Bibliothek, in der niemand liest.

Porzellan und Silber in geschützten Schränken.

Teppiche, Gobelins.

Ein großes Haus, angefüllt mit Kostbarkeiten, die Generationen zusammengetragen haben.

Ein Haus ohne Kinder und Erben.

Zwei Wochen später geht Helene den gleichen Weg mit George. Von Zimmer zu Zimmer, die Gänge hinauf und hinunter. Sogar der Wandschrank wird diesmal aufgesperrt, wo in einem Geheimfach alter Schmuck liegt, kranke Perlen und schlecht geschliffene Brillanten.

Sie holt aus dem Schreibtisch einen Bankauszug.

„Du sollst ihn durchstudieren, George.“

Durch den Garten geht sie mit ihr, bis in den Stall, wo drei dicke, fanle Pferde stehen.

Helene weint heute nicht. Aber sie ist noch ernster als sonst. Die Fingerspitzen auf eine braune, glänzende Pferdestirn gestützt, sagt sie langsam:

„Das alles wird einmal dir gehören.“

Helene hat George zu sich genommen.

Au dem Tag, an dem George einzieht, mit einem Reisekorb voll abgegriffener Bücher und ein paar Kleidchen, erhält Helene den Besuch eines Herrn, der stundenlang bleibt.

Dann werden Diener und Jungfer hereingeführt, um ihre Namen unter ein wichtiges Dokument zu schreiben.

Helene hat ihr Testament gemacht.

„Aus freiem Willen und im Besitze meiner vollen Vernunft verfüge ich folgendes . . .“

„Mein Gatte soll, falls er mich überlebt, den vom Gesetz bestimmten Pflichtteil erhalten . . .“

„Meinem Diener Josef Kermann und meiner Kammerjungfer Louise Streckel setze ich zum Dank für ihre Treue und Ergebenheit als Legat aus die Summe von . . .“

„ . . . und bestimme mein ganzes Vermögen, Bargeld, bewegliche und unbewegliche Güter laut beiliegendem Verzeichnis, der Tochter meines in Gott dahingeschiedenen Bruders François, meiner geliebten Nichte George Brückner . . .“

„George, ich würde dir dankbar sein, wenn du dich auf deinen Spaziergängen von Louise begleiten ließe . . .“

„Es wäre sehr liebenswürdig von dir, mir die Bücher, die du lesen willst, vorher zu zeigen . . .“

„George, hast du nicht Lust, deine Sprachkenntnisse zu vervollständigen . . .?“

Das sind Befehle, die unbedingt befolgt werden müssen.

Die erste Zeit ist George erstant und respektvoll: daß ein Mensch den Mut hat, so über sie zu verfügen!

Aber als der Kreis unerbittlicher Höflichkeit keine Bewegung mehr gestatten will, rebelliert sie.

„Willst du mich erziehen?“

Helene ist so erstant über diese klare, präzise Frage, daß sie alle Diplomatie vergißt.

„Ja.“

George geht ungeduldig im Salon auf und ab, mit gerunzelter Stirn.

Dann bleibt sie mit einem Ruck vor Helene stehn.

„Bis jetzt hab ich mich immer selbst erzogen!“

Das ist der Tonfall, vor dem Marie und sogar Berta gezittert haben.

Hier zittert niemand.

Hier spielen gepflegte Damenhände ruhig mit der Lorgnonkette.

„Du armes Kind . . .“

„Du mußt mich nicht bedauern, ich habe mich zu einem anständigen Menschen erzogen.“

Helene steht auf.

„George, es klingt nicht schön, wenn du so laut sprichst. Und reden wir nicht trotzdem aneinander vorbei? Du mußt doch begreifen, daß ich es nur gut mit dir meine! Daß ich alles für dich tun will. Alles, George!“

Helene geht leise und ruhig aus dem Zimmer.
„Wenn sie wenigstens die Tür zugeknallt hätte!“ denkt George.

Und denkt: „... wir reden aneinander vorbei...“

George läuft durch den Garten, zwei kenchende, asthmatische Hunde hinter sich.

Im Galopp über den geschorenen Rasen, mit riesigen Sprüngen über Beete hinweg.

„Hallo!“ heßt George. „Vorwärts, hallo!“ Die Hunde kläffen, und George lacht, daß ihr ganzer Körper bebzt.

Sie toben zum Parkgitter, bleiben erschöpft stehn. Die Villenstraße glitzert von Sonne. Wagen rollen langsam vorbei, manchmal ein Auto. Stau- bige Menschen gehen vorüber, singen, tragen im Arm ein Stückchen Wiesenglück heim in die Stadt.

George sieht ihnen mit ernsten Augen nach.

George, blank und gepflegt, eine kleine Dame in duftendem Kleidchen. Nicht mehr das arme Kind aus dem Hinterhaus, vierter Stock, das bei Gram- mophongelärre und Teppichgeklopfe Syntag ins Hirn drillt, Rollen studiert. Nicht mehr ein ver- zweifeltes Mädchen, das betrunken und elend in ein fremdes Junggesellenbett fällt, — eine neue

George, behütet und beaufsichtigt; vielleicht auch geliebt?

Doch: geliebt. Aber auf eine strenge und kühle Art, mit der man nichts anzufangen weiß. Was bedenken alle Wagenfahrten, Kleider, Lehrer, wenn Helene nie von François spricht!

Ist sie nicht hierhergezogen, nur, um ihm nahe zu sein? Die arme Mutter im Stich gelassen, nur weil Helene wissen mußte, wie der junge François war, sein Lachen, sein Alleinsein, seine Wünsche. Aber Helene schweigt. An der Wand fehlt das Bild. Die Korridore und Zimmer können nichts erzählen.

Nur das weiß George: daß er an diesem Park- gitter gestanden sein muß, so wie sie jetzt steht, die Hände um die Eisenstäbe geklammert.

Manchmal erscheint der Diener Josef, pflanzt sich schweigend neben ihr auf. Mit eingesunkenen Augen starrt er seine neue Gottheit an, bereit, sich in Ergebenheit für sie aufzuopfern. Aber er kann nichts tun, als seinen schweren Kopf immer ihren Blicken nachdrehn.

So stehen sie zu viert vor dem eisernen Gitter, das blonde Mädchen, der alte Mann, die beiden alten Hunde.

Bis Josef sich höflich räuspert und in einer Ver- bengung versinkt, als wäre er gerade erst ange- kommen.

„Darf ich das gnädige Fräulein erinnern, daß es Zeit zum Tee ist?“

Dann geht George zum Haus zurück, durch die

Lindenallee, mit gesenktem Kopf und langsamen Schritten.

Ein halbes Jahr vergeht in Feierlichkeit und Stille. Wie eine pünktliche Uhr tickt das Leben ab.

Morgens das laue Bad, vormittags Sprachstunden und Spaziergänge.

Die große Zeremonie des Mittagessens in der Halle, in der man sich arm und winzig vorkommt, ganz verloren in dem hohen Damastfessel.

Die Stunden am Parkgitter.

Der See im Salon der Tante, bei dem langweilige Besucher erscheinen.

Helene strahlt vor Liebenswürdigkeit. George muß verhuselte Hände küssen.

„Oh, was für ein rei—zen—des junges Mädchen!“

„Und so apart . . .“

Man weiß nicht, ob das ein Lob sein soll. Die Lorgnetten blitzen zu prüfend auf.

Fremde Namen, fremde Gespräche — eine neue Welt. „Meine Welt?“ fragt sich George und findet keine Antwort.

Nach dem Nachtessen Schachpartie mit dem Prinze gemahl.

Punkt halbfünf Gutenacht-Kuß auf die Stirn.

„Du wirst müde sein, mein Kind?“

In ihrem Zimmer springt George mit riesigen, lautlosen Sägen über Bett, Stühle, Divan. Trommelt mit wütenden Händen in die Polster.

„Nur damit ich weiß, daß ich noch lebendig bin!“ Das ist die Zeit, in der Helene zu glauben anfängt,

daß George eine echte Bruckner ist: still, liebenswürdig, beherrscht.

Sie sitzen sich in dem warmen Salon gegenüber. Zartes Porzellan schimmert aus hochbeinigen Vitrinen. Der Kristalluster wirft glitzernde Lichtbündel.

George hat die Hände auf den Knien und hält ihnen liebevoll einen langen Vortrag.

„Ihr werdet noch krank werden vor Faulheit, ihr süßen Hundel! Was seid ihr? Mastschweinchen seid ihr! Zu Weihnachten schenke ich euch einen Punktroller!“

Helene hört dem Geplapper zu wie lieblicher Musik.

George, geliebtes, kleines Mädchen George! Was für ein Glück: daß deine Mutter Schulden hatte, die dich hergeführt haben! Was für ein Wunder: daß man lieben kann, einen Menschen hat, in dem man weiterleben wird!

Aber man darf dir nicht zeigen, wie wichtig du bist. Man kann es ja gar nicht mehr zeigen, wenn man ein Leben hinter sich hat, das nur Etikette, Haltung, Würde war.

„Wir werden einen Dauerlauf machen, bis euch der Atem ausgeht, Lieblinge!“ erklärt George.

„Ihr werdet die Güte haben, zehnmal mit mir durch die Allee zu laufen. Ihr müßt etwas für eure Muskeln tun, Verehrteste!“

Wie schön ist ein lachendes Kind!

„Ich gehe jetzt Schach spielen, Tante. Und dann hole ich die Faulpelze bei dir ab.“

George versinkt vor den Händen in einer großen Verbengung und geht zur Tür.

„George, — was ich sagen wollte . . .“

„Ja, bitte?“

Sie bleibt höflich abwartend stehn.

„Dies ewige Schachspielen solltest du doch einmal aufgeben, nicht wahr?“

George bekommt blasse Lippen und preßt die Hände ineinander.

„Auf—ge—ben?“

Sie dreht hilflos den Kopf hin und her.

„François hat doch auch so rasend gern Schach gespielt!“

„Ja. Gerade weil François so — so rasend gern gespielt hat.“

Ganz langsam geht George wieder zurück. Vorsichtig, Schritt für Schritt.

„Wie meinst du das?“

Helene schweigt. Aber die Unvorsichtigkeit läßt sich nicht mehr gutmachen.

Sie hascht nach Georges Hand, streichelt sie beruhigend.

„Du weißt doch selbst, daß dein Vater nichts — nichts erreichen konnte. Und daran waren nur seine vielen kleinen Leidenschaften schuld. Mit dem Schachspielen hat es angefangen, George. Und dann die Karten. Mit siebzehn Jahren wollte er Medizin studieren und ein paar Wochen später in Brasilien Pflanzer werden. Zuerst haben wir

alles geglaubt. François' Klinik. François' Kaffeepflanzungen. François' Advokaturkanzlei. Aber dann kam immer wieder etwas anderes. Immer wieder etwas neues, das er rasend gern gespielt hat . . .“

Jetzt zittert schon versteckter Groll durch.

„So hat er sein ganzes Leben verspielt!“

George sieht verbittert auf die Wand, von Bild zu Bild.

„Was weißt du von François!“

„Was ich weiß?“

Helene schnellert warnend die Hand hoch.

„Viel! Viel!“

„So sag es doch!“

Helene schüttelt den Kopf.

„Du mußt es jetzt sagen!“ befiehlt eine Stimme, wird weich, unwiderstehlich sanft.

„Einmal mußt du mir ja erzählen, was mit François war . . .“

Stoßweise kommt es heraus:

Geschwänzte Schulmonate. Verkaufte Lehrbücher . . .

Nicht mehr?

Mehr:

Die Liebesgeschichte mit der Frau des Gärtners . . .

Was noch?

Der Skandal mit dem geohrfeigten Hauslehrer, eine Schlägerei, nur deshalb, weil er François' Weltanschauung nicht begreifen wollte . . .

In Helene knistert die alte Feindseligkeit auf.

Sansbrüderschaften, hier, im geheiligten Haus der

Brückner. Der einzige Sohn! Der Erbe! Und kränkt das graue Haar der Eltern.

„Wie unsere arme Mutter geweint hat . . .“

„Mütter weinen immer.“

Helene springt auf.

„Aber nicht, weil ihre Söhne Wechsel fälschen!“

„Wechsel — fälschen?“

„Ja, er hat Schulden gehabt und Mamas Namen auf dem Wechsel unterschrieben!“

„Ach so!“ sagt George beruhigt. Sie muß lachen:

„Ich kann mir gut vorstellen, daß François das gemacht hat.“

„Das macht kein Brückner! Das macht nur ein Lump!“

Dann ist es still im Zimmer.

So still, daß man hört, wie George den Atem durch die Zähne zischt.

„Was war François?“

Sie packt Helene am Handgelenk, mit einem wütenden, groben Griff.

„Was war François?“

Helene bewegt mühselig die Lippen, die Zunge ist angefroren.

„Du mußt entschuldigen. Ich wollte nicht . . . ich bitte dich, George, ich . . . bitte!“

Aber George läßt die Hand nicht locker.

„Jetzt sprechen wir weiter! Ueber meinen Vater, der ein Lump war!“

Den Kopf zurückgeworfen, betrunken vor Zorn, steht George unter den vielen Bildern, Ankläger, Verteidiger, Richter.

Sie jagt die Worte, faucht, zischt, tobt.

„Habt ihr euch denn jemals um ihn gekümmert? Ihr seid in eurem feinen Haus gesessen, — und François ist als commis voyageur herumgerannt, hat sich von den Geschäftsleuten hinauswerfen lassen!“

Du hast deinen Gästen Artischofen serviert, und François hat nichts zu essen gehabt!“

Helene kann nichts sagen, starrt sie mit entsetzten Augen an.

„Weißt du, wie das ist, wenn vier Menschen in einem Zimmer wohnen? Ohne Salon, versteht du! Ohne Halle, Badezimmer!“

Als ich auf die Welt gekommen bin, hat deine Mutter uns besucht — eine große Dame! Das war so herrlich, so leutselig, daß wir alle vor Glück satt geworden sind!“

Auf dem Korridor horchen die Diensthofen, verschwinden erst, als Josef auftaucht. Josef, der sich als Wache vor die Tür stellt, noch krummer und gebückter ist als sonst.

„Warum hast du mich denn hierbehalten? Weil du Gewissensbisse hast!“

„Ich will nichts von dir geschenkt haben!“ schreit es bis auf den Korridor hinaus. „Ich will nicht mehr!“

„Es wird dich niemand zwingen, ein Erbe anzutreten. Jetzt hat sich vieles geändert.“

Helene steht auf.

„Ich hab dich um Verzeihung gebeten für ein Wort, das ich selbst nicht sagen wollte. Ich alte

Frau habe dich gebeten . . .! Aber es tut mir fast
leid, hörst du? Denn jetzt weiß ich, wer du bist."

"Ich bin —"

"François!" sagt Helene kalt und drohend.

Am nächsten Morgen ist George nicht mehr da.
Sie ist nachts verschwunden.

Helene geht mit strengem Gesicht durch das Haus.
Hat sie geweint? Leidet sie? Sie hält sich steif und
gerade, als wäre nichts geschehn. Nur in ihren
Augen ist ein neues Licht, verzweifelt, voll von
Jammer.

Niemand weiß, daß sie wartet.

"George wird wiederkommen!"

Sie schreibt nicht an George, kümmert sich nicht,
wie sie von nun an lebt. Nur hier ist das Leben,
hier in diesem großen, hochmütig verschlossenen
Haus. Hier gilt nicht, was außerhalb der Park-
gitter geschieht, was George jetzt an Kampf,
Hunger, Liebe und Not wird.

Helene wird nicht danach fragen, wenn George ein-
mal wiederkommt.

Der Diener Josef stirbt. Der Prinzeßgemahl ist
ein verwelktes Greislein geworden, das kaum noch
gehen kann.

Aber Helene ist zäh und stark.

Solange George nicht heimkommt, darf sie nicht
alt werden.

Tag für Tag holt sie ein brüchiges Papier aus dem
Schreibtisch.

George ist schon längst erloschen und begraben, als
Helene noch immer die zartesten Liebesworte ab-
betet, die sie je geschrieben:

". . . und bestimme mein ganzes Vermögen, Bar-
geld, bewegliche und unbewegliche Güter, meiner
geliebten Nichte George Brückner . . ."

Sechstes Kapitel

„Sprachen?“

„Französisch und Englisch, Herr Direktor.“

„Was für Schulen?“

„Sechs Gymnasialklassen. Ein Stenographiekurs.“

„Buchhaltungskenntnisse?“

„Nein, Herr Direktor.“

„Keine Buchhaltung!“ sagt der kurzsichtige Herr und schüttelt mißbilligend den Schädel.

„Lassen Sie Ihre Dokumente hier. Melden Sie sich in der Korrespondenzabteilung zum Probekollegat. Man wird mir das Resultat mitteilen. Adieu, Fräulein.“

George geht geduckt und zitternd in die Korrespondenzabteilung.

Der Prokurist, Herr Dr. Ernő Szaba, ist ein aufgeblasener, dicker Rater.

Er klopft George mit fettgepolsterten Händchen auf die Schulter.

„No, schaun Sie mich nicht so an! Nur keine Dugst. Ich hob noch niemand gefressen, was?“

Er lacht laut und wohlgefällig. George lächelt höflich mit.

„Also—o—o, da schreiben Sie mol . . . wir bestätigen Ihr Wertes vom Ultimo Dieses, Dieses . . . und teilen Ihnen ergebenst mit, hoben Sie ergebenst mit?, daß der Angefragte seinen Kredit weitaus überzogen hot und es aiferst bedenklich wäre, dieser uncrellen Firma —, jo, schreiben Sie ruhig: un-re-ellen Firma ein Darlehen in solcher Höhe . . .“

Das ist das Probekollegat. So wird George Stenotypistin im Bankhaus Collmann & Co., Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Sie hat einen Schreibtisch mit Stößen von Formularen, Kuverts, Blaupapier. Eine Tischlampe mit grünem Glasschirm. Einen Briefstempel: Korrespondenz-Abteilung; erledigt am—. Wenn die Glühbirne über der Tür zweimal aufzuckt, muß sie zum Diktat.

Der gutgelante Ernő Szaba bietet ihr Zigaretten an. Der nervöse wirft die Briefe auf den Fußboden und kench:

„Sie Fraulein, Sie! Was glauben Sie?!“

Das ist der Ernst des Lebens.

Dafür wird man von der Mutter geküßt und gehätschelt, dafür bekommt man jeden Ersten schöne, knisterndene Banknoten.

Ein paar Monate lang spielt George „Bankbeamtin“, andächtig und eifrig. Aber plötzlich, von einem Tag zum andern, wird sie müde, angewidert, gereizt.

Drei Briefe, die man täglich von neun bis eins, von zwei bis sechs auf der Schreibmaschine her-

unterhackt. Drei Walzen im Hirn. Das Gegacker und Geschwäg der Kolleginnen — zudringliche Hausmeistertöchter aus der Vorstadt, verbissene Offizierskinder, denen „es“ nicht an der Wiege gesungen wurde. Die Wutausbrüche des Herrn Szaba. Der Direktor, der unsichtbar und gewaltig hinter gepolsterten Türen thront . . . Wenn Ueberstunden gemacht werden, läuft dieses Karussell bis neun, halb zehn Uhr abends.

Wenn nicht die Mutter wäre, die verbittert ist, weil Berta den Commerzprossigen geheiratet hat, in eine andere Stadt gezogen ist, — wenn sie nicht wäre, diese arme Alte . . .

„Ich kann alles, was ich können will!“ sagt sich George.

„Jetzt bin ich an der Reihe! Ich werde es fertigbringen. Ich! Ich!“

Tanfarenklang ist das, verzücktes Gebet.

Frühling ist vor den Fenstern. Frühling und Sommer, strahlender Herbst.

Die Schreibmaschine klappert. Links in die Briefecke tippt George ihr Zeichen: G. Br. Sie wickelt ihr Butterbrot aus dem Papier und kaut während des Schreibens. Wo ist die Halle mit dem Kristallluster? Der Kamin aus weißem Marmor?

„Bitte, Herr Direktor . . .“

„Wie Sie wünschen, Herr Doktor . . .“

Das Farbband rollt auf und ab. Wenn die Zeile zu Ende ist, klingelt die Maschine. Auf und ab, auf — ab.

Auf den Fingerspitzen spannt sich die Haut hart und rissig.

George hält Marie die Hand unter die Nase.

„Da sieh doch her! Ich bin ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden!“

Sie lacht, aber das Lachen sticht nadelstark in den Schläfen.

„Wenn nur diese Kopfschmerzen nicht wären! Kann das vom Telephon kommen? Den ganzen Tag schreit das Telephon! Du hast keine Ahnung, was das heißt . . .“

„Glaubst du auch, daß man mich einmal heilig sprechen wird?“

George vertieft sich in diese Idee.

„Die Direktoren kommen alle ins Jegefener. Szaba wird dort das Telephon bedienen! Aber ich — ich sitze natürlich gleich neben der heiligen Cäcilie! Nur keine Angst! sagt sie. Ich hob noch niemand gefressen, was? Ich werde täglich ein Jubilate auf der Maschine klappern. Auf einer Underwood! Einfache Umschaltung! Neuestes System! Stell dir das nur vor — diese Karriere! Alle Lippmamsellen werden zu mir beten! Die heilige George!“

Marie bricht in ein dünnes Maweiber-Weinen aus. „Dnäl mich nicht! Ich kann nichts dafür, daß du verdienen mußt!“

„Ich quäl dich doch nicht,“ sagt George schwerfällig. „Ich war doch nur lustig. Hast du nicht bemerkt, daß ich sehr lustig war?“

George arbeitet von neun Uhr morgens bis neun Uhr abends.

In der Mittagspause liest sie Weininger, Freud, Bebel.

Nachts geht sie mit Börsenjobbern oder langbeinigen Jünglingen tanzen. Taucht bei Schachturnieren oder in Literatencafés auf. Man ist entzückt und geblendet. Nur Lobby sagt: „Du armes Tier . . .“

George sieht ihm zärtlich in die Augen.

„Lobby! Darling! Letzter Ritter! Wenn dir etwas an unserer Freundschaft gelegen ist — kein Interesse für mein Seelenleben, bitte!“

Wurstbrote, Stenogramme, Flirt.

Jazzband, Schreibmaschine.

Zwei wirklich elegante Kleider. Parfüm: Narcisse noir.

George ist achtzehn Jahre und hat kleine Falten der Verzweiflung um die Mundwinkel.

Eine Zeitungsnotiz, daß ein bekannter Börsenmagnat sich erschossen hat, ist der Anfang. Am nächsten Tag stellt sein Bankhaus die Zahlungen ein.

Ende der Woche häufen sich Nachrichten unter der Rubrik: Opfer der Börsenspekulation. Die Großbanken ziehen sich mühselig am eigenen Popf aus dem Morast. Aber eine Anzahl kleiner und kleinster Banken versinkt.

Jeder Tag bringt neue, beängstigende Nachrichten. „Gorg dich nur nicht, Mama, unser Hans wird

sich durcharbeiten. Ich werde die Stellung nicht verlieren.“

Die ganze Katastrophe hat sich nur zur brennenden Frage zugespitzt: ob George zu den vielen Arbeitslosen gehören wird oder nicht.

Marie packt jeden Morgen zitternd das Butterbrot ein und atmet erlöst auf, wenn George abends ungekündigt heimkommt.

„Die Miete am Ersten! Die Lichtrechnung! Und der Schuhmacher, George! Ich hab gleich gesagt, du brauchst keine Schuhe“, jammert Marie.

George liest hingebungsvoll den „Gesang zu Zweien in der Nacht“. „O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt . . .“

„Ich hab doch nicht wissen können, Mama, daß die Direktoren falsch spekulieren. Aber so sind sie, siehst du, man muß sie nur einen Augenblick allein lassen!“

Sie beugt sich wieder über das Buch.

„ . . . du gehst mit leisem Tritt auf schwarzem Samt, der nur am Tage grünet . . . mit leisem Tritt, mit leisem Tritt . . .“

Im Bankhaus Collmann jagen sich geheime Konferenzen, Telegramme, internurbane Telefongespräche. Bis der Tag kommt, an dem die Beamten vor verschlossenen Türen stehen. Der Direktor vergiftet im Sanatorium. Dr. Szaba ins Ausland verreist.

Das ist das Ende.

George begreift zuerst nur eines: „Ich muß nicht

mehr ins Geschäft! Ich kann jetzt immer schlafen, so lang ich will!"

Die erste Zeit hat George Marie mit einer noblen Geste getröstet:

"Wir sind Opfer der Börsenspekulation . . ." Sie läuft mit Empfehlungsschreiben von Vorzimmer zu Vorzimmer, schreibt stundenlang Offerten.

Nie kommt eine Antwort.

Bei Bekannten borgt sie winzige Beträge und weiß: ich kann nicht einmal das zurückzahlen.

Aber den Besuch bei Helene, den Marie ertroßen und erbetteln will, macht sie nicht.

"Nein!"

"George, wenn ich dich bitte!"

"Nein!"

Lieber das armselige bißchen Schmuck versehen, das Silberbesteck, den Teppich.

Kann man nicht die beiden wirklich eleganten Kleider verkaufen?

In der Zeitung ist ein Büroposten ausgeschrieben, — vielleicht?

George trabt in einem komischen, ausgewachsenen Fähdchen herum, findet ein gutes, schönes Lächeln für Marie.

"Hab nur Geduld. Es muß ja besser werden!" Wochen kommen, voll Not und Hunger.

George hockt in dem dämmrigen, kahlen Wohnzimmer und starrt auf den leeren Platz, wo früher

das Klavier gestanden hat. Das Klavier ist verkauft, aber das Geld dafür fast aufgebraucht.

George zieht die Beine auf den Sessel, spannt den Rock eng und fängt an, mit einer Hand auf den Knien zu spielen. Das sanfte Andante einer Haydn-Sonate.

"Ti-tata-plim, plam, ti-tata-plam-plum . . ."

Das "plum" holt sie schon aus der Luft, — die Klaviatur ist zu beschränkt.

Der trübe Spiegel über der Kommode fängt ihr Bild ein: das mansgraue Kleidchen, die magere Hand, das feierlich vorgebeugte Gesicht.

"Ti ta, lala trüüü."

Ein Takt Triller für den dritten und vierten Finger.

George genießt andächtig ihr Konzert. Es stört etwas, daß der Bass fehlt. Aber schließlich geht es auch so.

Es geht fast noch besser, wenn man beide Hände schlaff herunterhängen läßt, den Kopf auf die Lehne stützt, mit geschlossenen Lippen singt und summt.

Haydn ist das Schönste auf der Welt, Haydn, Puccini und Grieg und Schubert.

Der Magen knurrt, und George ist ein bißchen schwindlig.

In der Küche sind zwei Eier. Aber die gehören fürs Nachtmahl. Ein Ei für sie, eines für Marie. Die wird einen Löffel voll essen, den Rest auf den zweiten Teller schieben: "Ich hab mir den Magen verdorben. Heute trink ich nur Tee. — Tee und

Brot ist das Beste für verdorbenen Magen. Aber du mußt essen, George, isß nur!"

"... hätt' ich tausend Ar — me zu rüh — ren", summt George und hat die eine Hand über den Magen gelegt, wie um ein trauriges Kind zu beruhigen. „Abends gibt es ein Ei und Tee, sei still, könnst' ich brau — send die Räder fuh — ren . . .“

Eine Klingel schrillt, und George horcht erstaunt. Dann klettert sie mit steifgewordenen Beinen vom Sessel, schleicht auf Zehenspitzen über den Korridor. Den Atem angehalten, blinzelt sie vorsichtig durchs Guckloch.

Ein Sport- und Tanzjüngling ist es, mit einem langbeinigen braunen Mädchen. Sie hält einen winzigen Hund an sich gedrückt, sein wolliger Schädel liegt dicht neben ihrem schön geschminkten Mund.

See-Besuch. Kondolenz-Besuch.

„Warum sieht man Sie nicht mehr, George? Alle fragen nach Ihnen . . .“

„Die Bank ging kaputt? Sie dürfen nicht danken, Sie müssen sich zerstreuen! In der City-Bar ist ein neuer Geiger, und Lipsy schlägt jetzt im Tabarin Jazz . . .“

Ein zweites Mal schreit die Klingel.

George stopft die Finger in die Ohren und rührt sich nicht.

Flüstern vor der Tür. Das Hündchen quäkt. Dann klappern Schritte die Treppe hinunter.

George streicht durch die beiden Zimmer, zieht immer engere Kreise um die Küche. Aber dann landet sie

doch wieder in ihrem Sessel, rückt ihn ganz nah zum Tisch.

„Eine Mühle seh ich blinken,“ singt George und spielt auf der Tischkante die Begleitung.

Es ist dunkel geworden, Märzwind fegt um die Fenster.

Ihr Gesicht ist abgemagert, durchsichtig weiß. Die Augen flackern mit aufgerissenen Pupillen.

Jetzt ist auch das Offertenschreiben vorbei — sie hat kein Geld mehr für Papier und Marken.

Nachts träumt sie: der Haupttreffer! Ein Beefsteak! Das große Los! Aber es muß bald sein — bald! Ueber dem Bett hängt noch immer der alte Zettel und schreit mit ausgebleichten Buchstaben: „JE SUIS PRESSÉE!“

Dann, als jede Hoffnung erloschen ist, geschieht das Wunder.

Ein Brief von Lobby.

„Komm sofort zu mir! Du wirst Privatsekretärin! Du fährst ans Meer!“

George erscheint mit feierlicher Miene und zwei Nelken am Mantelkragen in Lobby's Junggesellenzimmer.

Sie hat ihre besten Handschuhe hervorgehakt, das einzige Kleid, das sie hat, mit einem Gürtel verschönt, von irgendwoher die Blumen aufgetrieben. Ueber die ausgetretenen Schuhe und das farblose Hütchen muß das distinguierte Gesicht hinwegtänschen.

Und Lobby, der letzte Ritter, versteht sofort, um was es hier geht.

Er nimmt dieses lächelnde Stückchen Glend in die Arme und sagt entzückt:

„Nelken! George, wirst du mir eine schenken?“

„Alle!“

Sie atmet erlöst auf und gibt mit den Blumen auch die würdige Miene fort.

„Der Brief, Lobby! Ernst oder Spaß? Denk dir, ich habe beinahe die Lift-Tür nicht aufgebracht! Wenn nicht ein reizender Herr gekommen wäre . . . Oh, Lobby, werde ich viel Geld verdienen?“

Sie setzt sich auf den Schreibtisch, Lobby rettet verzweifelt das Tintenfaß und das Bild seiner Geliebten.

„George, du bist den großen Augenblicken deines Lebens nicht gewachsen. Anbetungswürdige, wenn du die Augen noch lang so aufreißt, wirst du Kopfschmerzen bekommen!“

„Wer ist es, Lobby? Wie heißt er?“

„Gil.“

Es geschieht absolut nichts Bemerkenswertes in dem Moment, als George zum erstenmal diesen Namen hört.

„Gil?“

Sie zündet sich eine Zigarette an, Lobby bringt die Aschenschale, und die Uhr tickt ruhig weiter.

„Also: Gilbert Host. Dreißundvierzig Jahre alt. Lebt von einer Rente und Uebersetzung wissenschaftlicher Bücher. Besondere Kennzeichen: reißt

durch Europa. Stimme normal. Seine Lieblingsoperen sind . . .“

„Lobby, bitte! Ich bitte dich!“

„Ah, diese Interessenlosigkeit, diese — pfui, schäm dich.“

„Wo hast du ihn kennengelernt, deinen Gil?“

„Auf einem Dampfer, geliebtes Mädchen, bei einer Pokerpartie! Kann ich mich zu dir auf den Schreibtisch setzen? Horch, das war unerhört: ich bekomme vier Damen in die Hand, Pick, Treff, Karo, Joker — und er kauft auf zwei Coeur ein Royal flush!“

„Ist das so wichtig?“

„Sehr wichtig! Unerhört wichtig! Bei einem solchen Mann Sekretärin zu werden . . .“

Lobby schweigt und schüttelt den Kopf, bekümmert über so viel Unverstand.

„Wann will er mich sehn? Ich muß doch ein Probediktat machen.“

George hat wieder ihr feierliches Gesicht.

„Er muß doch wissen, wieviel Silben ich in der Minute stenographiere.“

„Er ist . . .“

„Einhundertsechzig Silben, Lobby, mit Satz-kürzung einhundertachtzig!“

Da Lobby gedankenvoll vor sich hinstarrt und schweigt, wiederholt sie leise und eindringlich:

„Hundertachtzig! Hun-dert-acht . . .“

„Ja, mein Liebling, ich habe schon verstanden. Hundertachtzig. Aber er ist gar nicht mehr hier. War nur gestern auf der Durchreise bei mir. Er

ist krank gewesen, will am Meer wieder gesund werden und arbeiten.

Was ihm gefehlt hat? Ach Grippe und so, ich weiß nicht. Aber unterbrich nicht meinen hübschen Vortrag. Um fünf Uhr also, gestern, saß Gil in diesen heiligen Hallen. Hat angesehen wie ein Gespenst und um eine Stenotypistin gejammert. Gil, sag ich, ich kenne ein anbetungswürdiges Mädchen, das ich Ihnen umgehend nachsenden werde . . ."

Am Schluß deutet Tobby diskret an, daß Gil Host nicht nur Rekonvaleszent, sondern auch seelisch etwas ramponiert sei.

"Hat Pech gehabt mit seiner Frau. Du weißt ja, die Frauen . . ."

Natürlich, George weiß.

Sie ist selig, leuchtet, streckt die Arme aus.

"Tobby, laß dich doch küssen! Tobby, ich liebe dich so! Ich werde Beefsteak essen!"

Er ist aufgestanden und betrachtet sie wie ein Photograph.

"Gut, sehr gut! Bleib so! Deine hundertachtzig Silben sind nicht das Wichtigste. Du sollst tugendreiche Hansfrau, sorgende Mutter und holder Sonnenschein sein. Nähe seine Knöpfe an, sprich mit ihm über siamesische Skulpturen, mach Konversation. Sei ein Mann, George!"

"Natürlich!"

"Wenn er wieder krank wird, leg ihn ins Bett. Mach ihm Eier und Kamillentee. Ich weiß zwar nicht, ob seine Rente vererbbar ist, — aber es wäre

doch möglich, nicht wahr? Und du sollst dir an seinem Grab keine Vorwürfe machen."

Dann wird Tobby melancholisch.

"Wenn sich Gil aber erholen sollte — und wenn du die Absicht hast, dich in ihn zu verlieben, dann gebe ich dir meinen Segen, obwohl, — obwohl —!"

"Darling!" sagt George entsetzt, "Du bist doch nicht . . ."

"Ich war es, Einzige, ich war verliebt. Aber du mußt deswegen nicht die Zigarette fallen lassen. Deine Keue kommt zu spät. Und hier ist ein Scheel, steck ihn ein, er ist für die Reise."

George läuft heim, verhenkt, zitternd vor Glück und Aufregung.

Tobby ist ein herrlicher Komödiant! Und so höflich! Ober war er wirklich verliebt? Vielleicht reicht das Geld noch für ein Kleid? Das Meer, das Meer, das Meer!

Siebentes Kapitel

Marie ist fassungslos. Vierundzwanzig Stunden Eisenbahnfahrt, dann einen Tag und eine Nacht auf dem Schiff — was da alles geschehen kann! Beinahe ist es, als wenn George in den sicheren Tod ginge. Und ist das nicht tausendmal bitterer als der Tod: sein Kind in die Fremde schicken, Hunderte Kilometer weit . . . und alles nur, um leben zu können, damit sie beide nicht hungern müssen.

„George, überleg dir's noch! George, geh lieber zu Helene!“

Aber George hört nicht, bebt vor Entzücken.

„Ich werde dir Geld schicken können! Das Leben ist herrlich! Hab ich dir nicht gleich gesagt, daß ein Wunder geschehen wird?“

Noch aus dem Grab heraus bant François phantastische Luftschlösser. Die große Welt! Südlüche Sonne! Abenteuer!

„Mir, mir, mir!“ schreit François aus strahlenden Augen.

Marie packt den Reisekorb, packt Wäsche, Glend, Tränen, gestopfte Strümpfe. —

Als George in den Zug steigt, will sie ihr Ermahnungen und Lehren mit auf den Weg geben, alles, was sie in ihrem armen, gequälten Herzen trägt. Aber es wird nur ein einziger Satz daraus. „Bleib brav, George.“

Ihre Tränen tropfen George ins Gesicht.

Die Wagentüren werden zugeklappt.

„Mama, Mama!“ sagt eine geliebte Stimme.

„Auf Wiedersehn, Mama!“

Ein Taschentuch flattert wie ein bunter Vogel, wird immer kleiner, winzig.

Und dann ist alles vorbei.

So sehen sie aus, die Menschen, die zu zwei Coeur ein Royal flush kaufen? Mit schmalen Bartschultern, einem höflichen Mund, das dunkle Haar an den Schläfen schon mit Grau vermischt.

„Nehmen Sie doch Platz, bitte . . . Darf ich Ihnen Tee bestellen, oder . . . Vielleicht Zigaretten, ja?“

Er geht im Kreis um George herum, ohne sie anzusehen.

„Tobby hat Sie geschickt, nicht wahr?“

„Natürlich hat mich Tobby geschickt,“ sagt George sehr erstaunt.

„Ja, natürlich. Es fällt mir schon ein. Er wollte mich Ihnen vorstellen, aber ich habe keine Zeit gehabt. Ich wollte weiterfahren — Sie verstehen? Also Tobby hat Sie geschickt . . .“

George nickt ermattet.

Mein Gott, er begreift ja kein einziges Wort, das

man spricht. Und wie er im Kreis herumläuft — man wird schwindlig davon. Lobby hätte sagen müssen, daß dieser arme Mensch im Kopf krank ist! Aber jetzt setzt er sich endlich nieder, sieht ihr sehr vernünftig in die Augen und zündet sich eine Zigarette an.

„Ich hab mit Lobby leider nur wenig sprechen können. Erzählen Sie doch von ihm. Spielt er noch immer?“

„Spielt er denn?“

„Spielt und gewinnt nie.“

„Aber Lobby ist so charmant.“

„Ja, ja, sehr charmant,“ sagt Gil zerstreut. Er stützt den Kopf in die Hand und starrt vor sich hin. George weiß nicht, was sie sprechen soll. Sie raucht feierlich an ihrer Zigarette und hat Zeit, ihn zu beobachten.

Er hat keine grauen Augen, wie sie geglaubt hat, sondern braune. Große braune Augen mit merkwürdigen dunklen Pünktchen.

Jetzt hebt er den Kopf, — aber gleich darauf starrt er wieder auf den Kies und zuckt resigniert die Schultern.

George wartet eine Weile, dann nimmt sie allen Mut zusammen und beginnt ein Gespräch.

„Lobby hat mir erzählt, daß Sie krank waren, Herr Host. Geht es Ihnen jetzt besser?“

„Danke, sehr gut. Nur das Fieber — komisch, nicht wahr? Ich bin ganz gesund und habe immer Fieber.“

„Ach?“

„Ja.“

Ernstes Schweigen.

George studiert aufmerksam seinen weißseidenen Anzug, das Monokel, eine Schildpatt-Tabatière, die auf dem Tisch liegt. Das alles ist keine Ueberraschung, denn so ungefähr hat sie es erwartet. Auch das Spinnwebengewirr von Falten um die Lider, auch die Nase, die mit einem komischen Schwung nach oben strebt.

Die Sonne brennt herunter. George entdeckt eine kleine Wolke im Blau, die langsam zerschmilzt. Den Kopf in den Nacken gelegt, wie immer, wenn sie erstaunt ist, sieht sie ihr andächtig und entzückt zu.

„Es ist sehr schön hier, der Oleander blüht auch schon . . .“, fängt Gil endlich wieder an, der sich seiner Pflicht bewußt ist: eine junge Dame zu unterhalten, auch wenn es zufällig die eigene Stenotypistin ist.

„Nur die vielen Menschen im Hotel — das stört. Aber für Sie ist es angenehm: junge Leute, Tennis, Musik . . . Ich bin lieber allein.“

Gil ist erstaunt über seinen letzten Satz, den er ausgesprochen hat, ohne zu wollen und zu denken. Er zuckt nervös mit den Lidern und schweigt.

George ist verlegen.

So sehen sie aus, die Menschen, die zu zwei Coeur ein Royal flush kaufen? — —

Abends geht sie mit ihm durch den Hotelpark, den gepflegten Weg auf und ab, unter Palmen.

„Das bleibt nicht ungestraft“, denkt George glücklich und spigt den Mund, um zu pfeifen. Erst im letzten Moment besinnt sie sich.

„War die Ueberfahrt gut, Fräulein George?“

„Oh!“ sagt George. „Viel zu gut! In Romanen heißt es immer: haushohe Wogen — so heißt es doch? Und dabei war das Meer so glatt und ruhig. Ein ganz kleiner Sturm hätte schon sein dürfen . . .“

Oder wenn wir wenigstens einem Piratenschiff begegnet wären! Aber gar nichts ist passiert, rein gar nichts.“

Sie läuft immer zwei Schritte vor ihm her, mit flatterndem Haar und nackten, schlankernden Armen.

Sil versucht, rascher zu gehen, aber es fällt ihm schwer.

„Keinem einzigen Piratenschiff? Herzerreißend!“ Er spielt mit einem Blatt und hat ein Gesicht wie ein schläfriger Clown.

„Ein junges Mädchen hat doch gewisse Rechte ans Leben. Jetzt könnten Sie schon ein Opfer des Sklavenhandels sein, einem uralten Sultan verkauft, und statt dessen . . .“

„Hier ist es auch sehr schön, Herr Host.“

George hält ihren Rock fest, den der Wind aufbläst wie ein kleines Segel.

„Eigentlich ist es ganz un—be—greif—lich, daß ich jetzt hier bin!“

„Oh, — ich habe schon langsam begriffen, daß Sie hier sind.“

Sie dreht sich erschrocken zu ihm.

„Rede ich zuviel? Werden Sie nervös? Bitte, sagen Sie doch . . .“

„Nein, aber nein. Ich möchte sogar noch länger zuhören. Aber ich muß jetzt arbeiten.“

Sie gehen langsam zum Hotel zurück.

„Wenn Sie morgen früh das Mannskript aus meinem Zimmer holen wollten, ja? Ich lege es auf dem Schreibtisch zurecht. Und nicht anklopfen, bitte, vielleicht schlafe ich noch.“

Der Boy reißt die Tür auf.

„Gute Nacht, Fräulein George.“

Seine Hand ist heiß, ein nervöser Puls zuckt.

George hält sie so lange fest, daß er lächelt. Aber sie bemerkt es nicht.

Ganz vorsichtig löst er seine Finger los.

„Gute Nacht, Fräulein George.“

„Gute Nacht, Herr Host.“

George liegt noch lange wach, das Gesicht in die flache Hand gebettet. Wie schön das weiße Hotelzimmer ist! Und wie die Luft nach Salz riecht. Palmen und blühender Oleander! Erdbeeren zum Dessert!

Sie bekommt Angst.

„Es geht mir zu gut! Jetzt wird sicher etwas Schreckliches kommen! Oder hab ich dieses Glück vielleicht verdient? Wofür dieses Wunder? Gönn's mir doch, lieber Gott, gönn es mir!“

Aber die Furcht läßt nicht locker.

Sie fängt an, ein halbvergessenes Kindergebet zu plappern, um den Himmel gnädig zu stimmen.

„Breit aus die Flügel beide
o Jesus, meine Freude . . .“

Verschlafene Gedanken summen dazwischen.

Host arbeitet jetzt — arbeitet jetzt. War er nicht abends fast vergnügt? Das Leben ist schön, das Leben ist . . . so schön!

George rollt sich seufzend zusammen.

„Will Satan mich verschlingen,
laß Deine Englein singen,
dies Kind soll — soll unverlezt sein.“

Die Augen fallen ihr zu.

Durchs Fenster scheint ein sanfter, honiggelber Mond.

Host schläft noch, als George das Manuskript abholen kommt. Oder ist er gar nicht mehr im Bett? Das Moskitonez ist so dicht, daß man nicht viel mehr erkennen kann als etwas Weißes im Weißen. Aber jetzt bewegt es sich, eine Hand kriecht unter dem Netz vor, hängt überm Bettrand. George geht auf Zehenspitzen zum Schreibtisch, nimmt ein Bündel bekrigelttes Papier auf und schnuppert dabei im Zimmer herum.

Zerknüllte Briefe am Boden, Zeitungen. Auf einem Sessel eine aufgeschlagene Landkarte.

George dreht sich bei jedem Schritt um. Was gibt es noch zu entdecken?

Einen kanariengelben Bademantel. Bücher.

Und noch einmal die schlafende Hand, mager, kraftlos, mit dicken Adersträngen.

Sie schließt vorsichtig die Tür. Auf dem Korridor starrt sie ihre eigenen Hände an.

Die langen Finger laufen spitz zu, dünne Sehnen spannen sich, ein gutes sicheres Uhrwerk tickt im Gelenk.

„Liebe Hände!“ sagt George ganz laut.

Diese Entdeckung geht ihr den ganzen Tag durch den Kopf, und erst sehr spät, als sie mit Schere und Feile an ihren Nägeln herumhantiert, fällt ihr ein, daß sie die fremden Hände gemeint hat.

Abends ist man auf der Terrasse am Meer. Bunte Lampen stehen auf den Tischchen, lautlose, gutgekleidete Kellner servieren, die wie Herren aussehen. Auf der Estrade spielen fünf rote Uniformen einen valse boston.

„Das ist die große Welt!“ denkt George begeistert.

„Die große Welt!“ sagt sie dann laut, mit ganz verzauberten Augen.

„Die — was? Welt?“

Zimmer fährt Gil zusammen, wenn man zu ihm spricht. Zimmer hat er dann ein leeres, höfliches Lächeln, so abgequält und künstlich, daß George wegsehen muß.

Die zarten Langustenscheiben schmecken plötzlich schlecht und abgestanden.

George beugt sich tief über den Teller.

„Ich habe nur gemeint, hier — das ist doch die große Welt?“

Ganz dünn und unglücklich kommt es herans. Ganz arm. Auf einmal weiß George, daß sie nicht dazu gehört. Sie, in dem Ausverkaufs-Kleidchen, das sie zum Lunch, zum Tee, zum Dinner trägt. Fräulein Dingsda, Stenotypistin des Herrn Gilbert Host . . . Es nützt nichts, wenn man sich sagt: ich bin nur durch Zufall keine berühmte Schauspielerin geworden. Ich wäre beinahe eine reiche Erbin gewesen. Ich bin George Brückner, bitte! Ach, gar nichts nützt das.

Gil sieht sie verstohlen an.

Armes Tierchen. Was ist ihm plötzlich passiert? Seit zwei Tagen plätschert es in Lustigkeit, macht entsetzlich viel Aufruhr, — und jetzt auf einmal —?

Er beugt sich vor und fragt sehr zart:

„Wollen Sie dann zum Dessert Obst oder Sorte, Fräulein George?“

George hebt den Kopf und lächelt. Dasselbe Lächeln wie er: liebenswürdig, erstarrt in Höflichkeit.

„D, danke, nein.“

Jetzt ist er verwirrt und hilflos.

„Sie haben Heimweh?“

„D, danke, nein.“

Gil wird nervös. Was ist denn los? Alles ist verschworen und feindlich. Hat man nicht mit sich selbst genug zu tun? Warum sagt sie nicht, was ihr fehlt?

Er hat große Lust, aufzustehn und in sein Zimmer zu gehen. Aber dazu gehört Energie. Au allen

Menschen vorbei, durchs Vestibül, die Treppe hinauf . . . Gil fühlt sich dieser überflüssigen Anstrengung nicht gewachsen.

„Das macht alles nur der Scirocco.“

„Nein“, sagt eine hohe, kleine Stimme. „Das macht der Kummer, Herr Host.“

„Ach so, der Kummer.“

Gil sieht discret weg und ist empört. Gleich wird sie alles erzählen, ihn mit Geschichten überfallen und mit Tränen haustieren. Schrecklich, o wie schrecklich!

Aber fragen muß er, da hilft ihm nichts mehr.

„Was für Kummer?“

Und jetzt geschieht das Erstaunliche.

Daß dieses traurige Meffchen sich einen Ruck gibt, ihn mit souderbar blanken Augen ansieht.

„Davon spricht man doch nicht, Herr Host.“

Beim Gutenacht-sagen nickt er ihr zu. Wir verstehen uns jetzt, nicht wahr? Davon spricht man doch nicht, Herr Host . . . Ein braver Soldat! Er streicht sehr sanft eine Haarsträhne zurück, die ihr in die Stirn gefallen ist.

„Braver Soldat!“

Dann geht er in sein Zimmer, mit gebeugten Schultern, auf unsicheren, torfelnden Beinen.

Er wirft sich im Smoking aufs Bett, kann nicht atmen. Diese Müdigkeit, diese Hitze . . . Der Scirocco? Der „Kummer“?

Sein Fieberthermometer zeigt achtunddreißig-neun.

Siebenunddreißig-fünf. Neununddreißig. Achtunddreißig-zwei.

Die ganze Woche tanzt die Quecksilbersäule auf und ab.

Gil kümmert sich nicht darum. Die Uebersetzung muß fertig werden. Er sitzt Nacht für Nacht am Schreibtisch. George findet jeden Morgen einen ganzen Berg von Skripten. Es ist ein langatmiges Werk über ägyptische Ausgrabungen, trocken und gelehrt.

Am zehnten Tag sind die letzten Bogen fertig.

„Ich muß Ihnen noch einen Brief diktieren“, sagt

Gil. „Den können Sie dann gleich mitaufgeben.“

„Schreiben Sie, bitte, an den Rechtsanwalt Herrn Dr. Krüger . . .“

„Sehr geehrter Herr Doktor, ich bitte Sie nochmals, die Scheidung so schnell wie möglich durchzuführen. Spreche ich zu rasch, Fräulein George?“

„Nein.“

„Durchzuführen. Nützen Sie rücksichtslos das ganze Material, das ich Ihnen zur Verfügung gestellt habe, aus. Ich habe keineswegs die Absicht, einer Frau, die — die mich im Stich gelassen hat, Alimente zu zahlen.“

Gil hastet die Worte herunter, raucht krampfhaft an seiner Zigarette. Nach jedem Zug preßt er trotzig die Lippen zusammen.

„Frau Liesl Host — nein, schreiben Sie: Frau Elisabeth Host, die sich wieder zu verheiraten gedenkt, wird hoffentlich keine Schwierigkeiten machen . . .“

„Schwierigkeiten machen“, stenographiert George. Auf dem Schreibtisch hat gestern eine zerknitterte Photographie gelegen. War diese große, elegante Dame seine Frau? Vielleicht liebt er sie noch?

„Sie verpflichten mich zu großem Dank, wenn alles so schnell wie möglich durchgeführt wird. Sehr verehrter Herr Doktor, ich bin Ihr ganz ergebener . . .“

Gil sitzt zusammengebückt im Fauteuil, mit hängenden Schultern.

George muß an einen Gummiballon denken, dem die Luft ausgegangen ist. Aber sie findet es nicht komisch. Es schnürt ihr das Herz zusammen vor Traurigkeit.

Noch immer weiß sie nicht mehr von Gilbert Host, als daß er im besten Hotel wohnt, ein verrunzeltes Bubengesicht hat, Zigaretten mit Rosenblatt-Mundstück raucht.

Daß er in einer Woche achtzig Buchseiten übersetzt und ihr einmal sehr sanft das Haar gestreichelt hat. Und daß er jetzt krank ist und so allein, daß er selbst kein Interesse mehr für sich hat.

Aber ein Mensch muß sich doch um ihn sorgen! George sorgt sich.

Er hat es nicht verlangt, er merkt nicht einmal, daß dieses Lächeln, Mitleiden, Zärtlichsein, alles, was das Mädchen George ist, nur für ihn da ist. Statt schwimmen zu gehen, sieht sie seine Wäsche durch, näht mit großer Sorgfalt Knöpfe an, die

entweder zu klein oder zu groß sind, aber immer schief sitzen.

Sie hat ganz von selbst gelernt, einen Rasierapparat auseinanderzuschrauben und in das Etui zu legen, was am ersten Tage noch mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden war.

Sie ist immer in dem Augenblick da, in dem Gil über sein Fieber sprechen will, ein Glas Wasser oder die französischen Kennberichte braucht.

Aber das Wasser schmeckt „fast wie vergiftetes Benzin“, und das Zeitungsblatt bleibt ungelesen. George schüttelt Kössen zurecht, läßt den Arzt holen, einen schönen, großen Italiener, der vor Liebenswürdigkeit strahlt und nichts zu sagen weiß, gibt Medizinen, Schlafmittel.

„Ist es jetzt besser? Soll ich vorlesen? Soll ich das Schach holen?“

Ja, das Schach.

Dann sitzt sie den ganzen lauen Abend an seinem Bett, spielt eine Partie nach der andern.

Die Figuren gleiten über das polierte Holz.

„Diese Eröffnung hat Ajechin in Buenos Aires gespielt — sehr interessant, nicht wahr?“

„Es macht nichts, wenn Sie den Banner nehmen. Ich bekomme dafür den Banner e₂ und Banner c₃ . . .“

„Die Cambridge-Variante? Ich habe keine Angst, Herr Host . . .“

Auf der Terrasse ist Musik, klingt gedämpft durchs offene Fenster.

„Ich liebte niemals noch so sehr das Leben“, singt eine wehleidige Geige.

George horcht lange und schiebt den Turm im Kösselsprung vorwärts.

Gil ist gekränkt, aber voll Verständnis.

„Gehen Sie doch hinunter, George. Es ist immer so lustig auf der Terrasse. Und getanzt wird dann auch . . .“

Sie sieht ihn an, das grangesprenkelte, verwirrte Haar, die Augen voll von Fieber.

„Nein, ich bleibe viel lieber hier.“

Sie hört ihre eigene Stimme, als wäre es eine fremde.

Viel lieber hier —?

Lieber hier! O Jesus, meine Freude, Jesus . . . Jesus, leiert das alte Gebet. Lieber hier! Was einem bestimmt ist, muß sein, sagt Marie.

Das alles wirbelt in einem Atemzug durchs Herz.

„Fräulein George . . .?“

„Es schlägt gerade neun Uhr“, sagt George vollkommen abwesend und mit aufgerissenen Augen.

Aber dann faßt sie sich und spielt weiter.

„Gardez!“

„Der Turm.“

„Schach!“

Achtes Kapitel

„Ecco, Signorina“, sagt der Arzt und macht die weiße Tür hinter sich zu. Er steht mit George auf dem Hotelkorridor, ein großer, eleganter Badearzt, der beruhigend zu ihr hinunterlächelt. Blendende Sonne kommt durch die Gangfenster, leuchtet über die roten Teppiche.

„Ist es sehr schlimm, Herr Doktor?“

„No, no, nicht sehr schlimm.“

Er sieht seine weißen Schuhe an und lächelt mit Anmut.

„Das Fieber hört nicht auf, Herr Doktor! Was ist es denn eigentlich — wie die Krankheit heißt, meine ich?“

Der Doktor versteht kein Wort von diesem atemlosen Geflüster.

„Nicht Angst haben, Signorina. Perché? Dieser Sonne, diese Luft . . . eh, in diese Luft — stirbt man nicht.“

Auf einmal liegt das Herz in der Brust wie ein schweres, dunkles Tier.

George muß lange die Lippen bewegen, ehe sie ein neues Wort herausbringt.

„Sie müssen ein neues Medikament verschreiben, Herr Doktor! Eines, das hilft, Herr Doktor!“

„Medikament?“

„Ja, Signor.“

„No, Signorina!“

Und mit einer wunderschönen, edlen Geste:

„Medikament — nig nutz. Aber er müssen versuchen in Gebirge. Gebirge hat auch gute Luft. Sehr gute!“

Dann verabschiedet er sich.

George sieht ihm eine Weile nach, als er über den Gang geht, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, mit elastischen Beinen.

Der ist gesund! Alle Menschen sind gesund! Warum will er keine neue Medizin verschreiben? Hat nichts gelernt, versteht nichts von seinem Handwerk.

Sie geht in ihr Zimmer und starrt trostlos in den Park hinunter.

Der reißt einem das Herz fort und sagt „ecco, Signorina“. Wie ist der Satz weitergegangen? In dieser Luft . . . ja: in dieser Luft stirbt man nicht . . .

Sterben? Wer — wer hat denn von Sterben gesprochen? . . .

Zwölf Uhr nachts, ein Uhr, zwei.

Das große Hotel schläft; sogar der Wind ist eingeschlafen. Am Himmel steht ein blasser Mond zwischen Wolkenfetzen.

George sitzt in dem gepolsterten Sessel neben dem

Bett, die Hände um die hochgezogenen Beine geschlungen, den Kopf angstvoll vorgestreckt.

Unheimlich ist die Nacht. Die Uhr tickt, daß die Ohren dröhnen. In den dünnen Wänden knackt es und knistert. Wenn nur der Tag käme!

Manchmal schreckt Gil auf, flüstert mit ver-schwellenen Lippen sinnlose Sätze.

„Ist die Post noch nicht da? Du mußt tele-graphieren! Sofort telegraphieren — ich werde, ich will — wer hat die graue Krawatte?“

Er fällt wieder zurück, bewegt die Lippen, ohne daß ein Wort laut wird.

George sieht ihn hilflos an und legt noch ein zweites Seidentuch über die Nachtlampe. Das Licht sickert trüb durch; in den Zimmerecken wachsen riesige Schatten.

Tick—tick—tick hackt die Uhr.

George wickelt sich ganz eng in den Bademantel, in diesen fremden, kanariengelben Bademantel, der so weich ist, nach Salz und Lavendelwasser riecht. Dann klappt sie das Buch auf, das sie auf den Knien liegen hat. Die Augen schmerzen in dem schlechten Licht, aber wenn sie liest, wird sie nicht einschlafen.

„ricordare — erinnern.“

„volere — wollen.“

„sapere — wissen.“

Geht nicht jemand über den Korridor? Rast? Jetzt ist es wieder still. Ihr Herz klopft wie ein Hammer.

„cacciare — jagen.“

„vecchio — alt.“

„camoscio — der Gemsbock.“

Sie hält den Finger auf die Zeile und liest immer wieder: „camoscio — der Gemsbock, camoscio — cam—cam . . .“

Schläft er? Er rührt sich nicht. Nicht einmal seinen Atem hört man!

Camoscio — der Gemsbock.

Sie hat Angst, aufzusehn. Wenn sie jetzt auf-sieht, dann, dann —

Er atmet nicht!

Sie springt mit einem Ruck in die Höhe, die Hand an der Kehle, als wäre ihr eigener Atem erloschen.

Gil schlägt die Augen auf.

„Trinken.“

Ihre Mundwinkel zittern noch immer, als sie ihm das Glas reicht, seinen Kopf stützt.

„Jetzt werden Sie wieder schlafen, ja? Nur die Polster will ich noch richten . . . so . . . so.“

Aber er schläft nicht ein. Er schwächt atemlos wirre Geschichten durcheinander.

Elefantenjagd. Matura. Von einem Freund, der Pilot ist.

„Alle sind verliebt in ihn. Und du? Ach so, du kennst ihn nicht . . .“

„Morgen spiele ich Konlette. Zoro zahlt sechs- unddreißigfach. Uebermorgen kann ich schon nach Afghanistan reisen. Du darfst mit! Ja, ich nehm dich mit. Oder soll ich die Zwölf spielen? . . . Aber wenn ich krank bin — im Meer sich in den

Mund schießen. Das ist das Sicherste. Nur nichts halb . . . Hab ich dir schon erzählt? Als ich auf zwei Tage wegfahren wollte, reißt sie den Revolver aus der Lade. „Gil, wie geht die Sicherung auf? Holbtot, siehst du! . . . Gib mir die Zigaretten.“

„Ich weiß nicht, wo sie sind. Wirklich, ich weiß nicht.“

„Zigaretten, bitte.“

Er macht ein paar Züge und wirft sie weg.

„Warum soll ich denn nicht rauchen? Mit Vierzehn hab ich schon geraucht, und im Flugzeug hab ich geraucht, — und alle rauchen. Also, was wollte ich nur erzählen? Wenn du immer dazwischen sprichst, kann kein Mensch erzählen. Jetzt hab ich alles wieder vergessen.“

Er dreht den Kopf zur Wand, schläft ein.

Bücher, Bücher, ein ganzes Zimmer voll von dicken Bänden. Das muß alles übersetzt werden? Ins Arabische übersetzt werden? Ja, aber ich verstehe kein Wort Arabisch. Ziffern? Ja, die Ziffern schon. Eins, zwei, drei, vier — Sie teilen, mein Herr! Ich habe neun! Ich — muß übersetzen. Ja. Selbstverständlich . . .

Gil sitzt am Schreibtisch und liest. Muß alles in eine Sprache übersetzen, die Baccarat heißt. Ein Buch nach dem andern wirft er ins Feuer. Wie der Ofen glüht! Das Zimmer brennt! Man muß den Kellner rufen und ihm sagen, daß es brennt! Garçon! Aber das ist ja gar nicht der

Kellner, das ist Betsy Woker. „How are you?“ sagt Betsy. „I hope to see you again . . .“

Nach einer Viertelstunde ist Gil wieder wach, starrt um sich und versucht, der fremden Dame an seinem Bett die Geschichte von Betsy klar zu machen.

„Der schönste Golfplatz hat Woker und Keath gehört. Achtzehn Löcher! Betsy war die Tochter dieser Firma. Maschinen-Export! Sie verstehen, Madame?“

„Ja“, sagt Madame im kanariengelben Bademantel.

„War das meine große Liebe? Betsy? Blooming nonsense . . . jetzt ist sie sicher vierzig! Aber damals — oh, what a gal! A beautiful one . . . Man wird alt, ja man wird alt. Einst ist nicht alt geworden. Warum ist sie aus dem Fenster gesprungen? Warum? Ach, alles Unsinn . . .“

Drei Uhr. Halb vier. Vier.

Die Zeiger sind festgewachsen, gehen nicht weiter.

„ . . . und als der Wagen fortfährt, da rennt Liesl nach, im Pyjama durch den Schnee, immer hinterher, brüllt wie ein Ferkel . . . Und in Lissabon war schon das Telegramm da: ermögliche baldige Scheidung. Brief unterwegs. Herzlichst . . . Mit dem nächsten Zug bin ich heim. Hören Sie zu? Ein talentvoller, junger Maler war es. So einer mit Blond und Siegfrieds-Augen. Mit einer dreieckigen Krawatte. „Herr Host, Sie werden wohl verstehen . . .“ Wohl verstehen, hat er gesagt! Drei Jahre hat sie mir nichts gegönnt. Keine

Reise, keine Frau, kein Buch . . . Bitte, gib mir ein Glas Wasser! Danke, mein Herz. Was hältst du von diesem talentvollen, jungen Maler? Sag nur deine Meinung, die andern hören nichts, wir können uns jetzt ungestört ansprechen . . .“

Erst am Morgen wird er still, macht die Augen zu. Blaugrün ist der Himmel, groß und durchsichtig. Im Garten singen die ersten Vögel.

George wirft sich auf den Diwan, schläft in der nächsten Sekunde ein.

Türen klappen, gereizte Klingeln schrillen durchs Hotel. Auf dem Gang schwängt es und trampelt. Sie schläft, ohne sich zu rühren, ohne zu träumen. Den Mund fest geschlossen, hingegeben an diese Seligkeit: Schlaf.

Bis sie plötzlich herausgerissen wird aus dem Dunkel, brennende Sonne im Gesicht hat.

„Ja! Was?“

Gil steht vor ihr, im zerknitterten, schweißfeuchten Pyjama.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie geweckt habe. Gehen Sie doch in Ihr Bett, George.“

Er kann kaum auf den Füßen stehen.

„Waren Sie wieder die ganze Nacht bei mir, George?“

Als sie nachmittags ins Zimmer kommt, die Wangen noch behaucht vom Schlaf, hat Gil ein schlechtes Gewissen.

„Sie müssen spaziergehen, George. Ja, Sie müssen!“

Er spricht sehr langsam, holt jedes Wort mühsam hervor.

„Ich kann sehr gut allein sein. Ich werde lesen und dann schlafen.“

Sein Gesicht ist zerfallen, alt, die Nase sticht spitzig in die Luft.

„Ich hab aber gar keine Lust . . .“

Die Klinke in der Hand, dreht sich George nochmals um.

„Adieu! Ich will Sie erst um fünf Uhr sehen. Adieu.“

George geht spazieren wie ein Schulkind, das ungerne aber pflichtgetreu seine Aufgaben macht.

Die Augen auf den weißen Staubwegen, geht sie durch die Straßen, am Kurpark vorbei, über den Kai, kommt endlich in eine Zypressenallee.

Schläft er jetzt? Vielleicht braucht er einen Umschlag, will trinken. Ob jemand kommt, wenn er läutet? Jetzt liegt er ganz verlassen in diesem Hotelzimmer . . .

Sie sieht erst auf, als sie vor einem grauen, armseligen Gittertor steht.

Schon wieder ein Park?

Der Friedhof ist es.

Sie geht mit aufgerissenen Augen von Grab zu Grab. Pompöse Marmorsäulen, staubige Bronzeplatten, dazwischen verkrüppelte, windschiefe Bännechen.

Sie bengt sich zu jedem Grabstein nieder, der Kopf kippt vor wie bei einer Marionette.

Deutsche, französische, englische Namen. Das Fremdenbuch eines internationalen Hotels ist aufgeschlagen.

Plötzlich bleibt sie stehn, kann sich nicht rühren vor Angst: alle, die jetzt da liegen, alle sind hierhergekommen, um gesund zu werden!

Auf einmal weiß sie, warum der Arzt keine Medikamente verschreibt: weil es ja doch nicht mehr hilft! Sie fängt an, zu laufen, Reih auf, Reih ab — Gräber, Gräber, Gräber . . .

Fünzig, hundert, zweihundert. Und in jedem liegt Gil! Unter Efen, Säulen, Steinplatten — immer wieder Gil, Gil, Gil!

Beim Grab des Signor „Benevenuto Nardi, zweiundzwanzigjährig ins ewige Leben gerufen“, überfällt sie das Weinen.

„Er soll leben! Er soll leben! Er gehört mir . . . François, François!“

Er wird helfen, er muß helfen, er weiß ja, was Sterben ist! Sie tappt mit gespreizten Händen blind durch die Luft.

Der Wind raschelt in den versenkten Bäumen.

George schlägt atemlos ein Kreuz nach dem andern über die Stirn; ihre Nägel ziehen scharfe Rinnen in die Haut.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, Du bist gebenedeit unter den Weibern . . .“

Und immer wieder: Mir gehört er! Leben! . . . Bitte für uns arme Sünder! Mir! Muttergottes! Leben! . . .

Sie kämpft gegen ein Unfassbares, das schließlich zum Signor Benevenuto Nardi wird, der zweiundzwanzigjährig unter der Erde liegt.

„Du bekommst ihn nicht! Du wirst ihn mir lassen! Glaubst du, weil du — weil du — mit zweiundzwanzig Jahren . . . Laß ihn hier, erbarm dich! Laß ihn . . .“

Aber der da unten schweigt.

Wie sie rufen mag, und wie sie weinen mag, und wie sie den Mund auf den stanbigen Stein drückt —

„Ich hab ihn noch nicht einmal beim Namen genannt, nimm ihn mir nicht fort! Nimm ihn mir nicht fort, ich hab ihn noch nicht einmal geküßt!“

Der da unten schweigt, schweigt, schweigt.

— — — — —
— — — — —

Am nächsten Tag hat das Fieber etwas nachgelassen. Da packt sie Koffer, Taschen, Plaids.

Gil soll heimfahren.

Sie will nicht, daß er in der Fremde stirbt.

Den ganzen Tag war Sturm gewesen, eine kalte, scharfe Bora, die den „Aquila“ hin und hergeworfen hat.

„Ich hab nie gewußt, wie schön ein Bett ist“, sagt Gil. „Alles Gute ist ein Bett! Nur schnell ins Hotel, — schnell, George.“

Aber der Portier im Hotel Excelsior weiß nichts von den telegraphisch bestellten Zimmern.

George hilft Gil wieder in den Wagen hinein, legt ihm alle Decken über die Beine. Er zittert vor Kälte.

„Avanti! Hotel Bellevue.“

Auch dort ist nichts frei, auch im Hotel Royal nicht, im Splendid nicht.

„Avanti . . .“

Sie kommen an großen, lauten Plätzen vorbei, voll Musik und Licht. Fahren durch ausgestorbene Gassen.

Die Carrozza mit dem Gepäck zottelt nach, verschwindet für Minuten, um plötzlich brav aus einer Seitengasse wieder aufzutauchen.

Hotel Ancora, Hotel Isola bella, Hotel Croce di Malta . . .

Die schmutzigste Herberge hat kein Zimmer frei.

„Ein Bett!“ sagt Gil. „Ich kann nicht mehr weiterfahren, George.“

Die Schellen an den Zügeln klingeln.

„To the station! A la gare!“ ruft George dem Kutscher zu.

Er versteht nicht, oder will nicht verstehen.

„Eh, Signorina?“

„Zum Bahnhof! Zur Station!“

„Stazione? Va bene.“

Der Wagen springt über jeden Stein — hupp-hupp — noch einer, hupp, — legt sich schief in die ausgefahrenen, steinharten Wegspuren.

Gil schaukelt hin und her wie eine Puppe.

„Wir fahren zum Bahnhof. Es gibt immer irgendeinen Schnellzug — wir nehmen ein Halbcoupe, dann können Sie bequem liegen.“

Ich könnte hier in ein Krankenhaus gehn, denkt Gil. Aber er hat nicht die Energie, die Lippen zu bewegen und zu sprechen.

So geht diese Kalbarienfahrt weiter, über die italienische Grenze, durch Bauernnesten.

Drei, vier Stunden Eisenbahnfahrt, dann kommt das Fieber, aussteigen, eine Nacht in einem verwanzten Dorfwirtshaus. Und wieder weiter.

Die Banknoten knistern, bleiben am Weg.

Das Reisegepäck rollt zu Bestimmungsorten, die man nicht erreicht.

Lange Telegramme, komplizierte Telephongespräche. Aber ob es je wieder anstaucht?

Es ist nur der Suite-Case da, mit Schlafanzug, Toilettesachen, dem Fieberthermometer.

Genug für diese Reise.

„Wohinn Sie fahren?“ schnarrt ein Paßkontrolleur und schwenkt drohend die Pässe, an denen irgendetwas nicht in Ordnung ist. „Wohinn, Gospodizna?“

„In den Tod“, will George sagen und hat schon den Mund halb offen. „Wenn Sie erlauben, — wir fahren in den Tod, Gospodar . . .“ Aber sie zuckt die Achseln und deutet auf Hof.

„Krank . . .“

Ein Paßrevisor ist erst überzeugt, als er mit

schmieriger Hand über eine Fieberstirn gefahren ist. Aber dann kann er höflich werden, zuvorkommend sogar, und mit Entschuldigungen die Pässe zurückgeben.

Eisenbahn. Fieber. Hotel. Eisenbahn.

So kommen sie am sechsten Tag an die kroatische Grenze.

„Hier bleib ich!“ sagt Gil im Hotel ‚Jugoslavia‘.

„Es ist lieb von Ihnen, daß Sie mich heim-schleppen wollten, George. Ich hab ja auch brav gefolgt, — wenn Sie mir aber einen Gefallen tun wollen, lassen Sie mich jetzt ein bißchen sterben.“ Jede Viertelstunde schreit die Uhr im Schlafzimmer, daß es durchs ganze Haus zittert. Zwei schmutzige Kellner glozen herum, Mäuse rascheln hinter den Holzwänden.

Ueberm Bett hängt ein Liebespaar, das sich vor einem gelbvioletten Sonnenuntergang gelangweilt umarmt. Das Glas ist zerbrochen und dem Jüngling fehlt das halbe Gesicht.

Wo ist die Sonne hin? Nebel vor den Fenstern, eiskalt das Wasser in den gesprungenen Krügen. Gil zittert unter den Decken, Mänteln, Plaids. George bringt ihm heißen Wein, gießt noch Cognak dazu, — aber es nützt nichts. Seine Zähne klappern, beißen flirrend auf das Glas.

„George, Sie sind ein gutes Kind! Ein liebes! In meiner Brieftasche sind unterschriebene Schecks — mit denen reisen Sie dann sofort heim. Ich

ragiere, morgen früh . . . Versäumen Sie den Zug nicht!“

Sie will nicht hören, was er spricht.

„Wenn nur ein Ofen hier wäre, Herr Hof.“

„Da—da—das macht nichts. Aber tragen Sie die Rattenfalle hinaus.“

Er ist zufrieden und sehr ruhig.

„Denken Sie, George, jetzt muß ich nicht mehr arbeiten! Das Geld ist ohnehin fast zu Ende. Ist Ihnen schon aufgefallen, wie schnell Geld immer verschwindet?“

Seine Nase steigt weiß und erstaunt in die Luft.

„Jetzt muß ich nie mehr eine Zeile schreiben. Sie wenden zugeben, daß Todsein gewisse Unnehmlichkeiten mit sich bringt. Aber das Sterben?“

Rötlich-blasses Laternenlicht schimmert von der Straße herein und läßt seine vielen grauen Haare aufglitzern.

„Dieser eine Augenblick, in dem . . .? Wie beim Zahnarzt, nicht wahr? Was glauben Sie, George?“

Sie lächelt ihn mit verzogenem Mund an.

Er schaut ihr lang in die Augen.

„Aber was wird aus Ihnen?“

Eine magere Hand kriecht aus den Decken hervor, faßt ihr Gesicht und biegt es langsam nieder.

Warm ist ein nackter junger Körper. Warm und und zärtlich und ergeben. Sogar Tränen wärmen, sind heiß und feucht auf der erstorenen Haut.

„Die letzte Frau“, denkt Gil — aber es erschüttert ihn nicht.

Ihr Haar fällt ihm über Kinn und Mund. Er haucht viele kleine Küsse hinein. Wie schön, daß man noch etwas mitnehmen kann in die große Einsamkeit — Wärme, Umarmung, den letzten Duft des Lebens.

Neuntes Kapitel

Dann kommen sie doch in der Stadt an. „Zentralfriedhof, alles ansteigen!“ ruft Host. Hier hat er eine Mutter, Schwestern, die ihn abholen, ins Auto packen, mit ihm ins Krankenhaus fahren.

George ist auf einmal sehr überflüssig geworden. Sie sitzt in einem Pensionszimmer, — warum? Besucht ihn jeden Tag, — wozu?

Es sind immer so viel andere Menschen bei ihm. Er hat alles: Ärzte, Blumen, Freunde, Pflege.

„Soll ich nicht heimfahren?“ fragt George.

„Jetzt ist ja nichts mehr zu arbeiten . . .“

„Nein, aber nein!“

Die allgemeine Abwehr tröstet nicht. Nie ist sie mit ihm allein. Sie kann nichts tun, als ihm verstoßen die Hand streicheln und mit großen, unglücklichen Augen zunicken. Sie blinzelt seine Mutter und die beiden Schwestern mit kalten, bösen Blicken an.

„Ich hab ihn hierhergebracht, ich, — nicht ihr! Und damals, als ich für ihn gebetet hab, wo wart

ihr da? Ich hab nicht gewußt, was beten ist — und für ihn hab ich es gelernt!

Ich hab ihn auf den Campo santo beim zwei- undzwanzigjährigen Benevenuto Nardi begraben müssen, ich ganz allein, und hab ihn geliebt . . .

Und die Nächte an seinem Bett . . .

Und die Nacht in dem schmutzigen Gasthof, in der jeder Herzschlag der letzte sein konnte . . . ich war bei ihm!"

Die andern wissen ja nicht, was mit ihr und ihm geschehen ist — aber er? Weiß er es noch?

Wenn er gesund wird! Wenn er erst wieder gesund wird! Ist er nicht ihr Eigentum, von Gott gegeben und mit Leid bezahlt? . . .

Es riecht süßlich und lau nach Karbol. Ein magerer Herr im dunklen Anzug geht eilig über den weißgekachelten Gang.

"Sehen Sie, das ist der Professor, der gestern beim Konsilium dabei war," sagt die Krankenschwester. George läuft mit großen Sprüngen hinter ihm her.

"Herr Professor, Herr Professor!"

Dann muß man sich zusammenehmen, jeden Atemzug lügen, darf höchstens Sekretärin spielen, die um ihre Stellung besorgt ist.

"Ja, ja, ja, wir — also, wir sind uns noch nicht ganz einig. Sehr rätselhaft alles, ja . . . Also Krebs, wahrscheinlich Krebs."

Sie sieht ihn verständnislos an.

"Ist das sehr gefährlich, Herr Professor?"

"Er kann schon wieder gesund werden. Sehr bald

sogar. Und dann wird er wieder krank, ja, ja, Fräulein. Und vielleicht noch einmal gesund. Und das geht so weiter. Wie lang er das aushält, weiß man nicht."

Er reißt seine Brille blank. Wird sie ihn noch lange aufhalten?

"Ja, ja, ja."

George streicht sich das Haar zurück, immer wieder. Ihr Gesicht ist leer und dumm vor Entsetzen.

"Er kann bald gesund werden, Herr Professor? Und dann wird er wieder krank? Und gesund — und krank?"

Die Hand läßt die Haarsträhne los, fällt mit aufgebogenen Fingern zurück.

"Wie lange er das aushält, weiß man nicht?"

"Ja, so ist das, Fräulein."

"Ja, so ist das," wiederholt eine Stimme ohne Sinn und Klang.

Gil ist plötzlich wieder gesund geworden.

"Ich hab schon ganz vergessen gehabt, wie angenehm das Leben ist! Theater, Auto — ah, George, das Leben ist unbeschreiblich angenehm! Nur schade, daß ich wieder arbeiten muß . . ."

Er sitzt am Schreibtisch und blättert in einem englischen Werk über Bali.

"Dreihundert Seiten! Wenn ich täglich zehn Seiten übersehe, oder fünfzehn — oder zwanzig? Bedauerst du mich?"

"Ja, Gil, sehr!"

"Ich mich auch. Aber das Buch bringt Geld.

Schöne, schöne Banknoten mit Bildchen. Und deshalb —. Ach, was tu ich nicht alles für mich!“ Er fängt wirklich an, fleißig zu arbeiten. Aber nach vier Wochen wird er von einem Tag auf den andern krank. Und wieder Sanatorium, Pflegschwester, Ärzte.

„Wir werden jetzt operieren. Ja, ja,“ erklärt der Professor.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht . . .,“ sagt Gil höflich und streicht sich mit dünnen Fingern übers Gesicht.

George ist in irgendein Vorstadtzimmer gezogen, sie muß sparen. Die Blumen, die sie ihm täglich bringt, kosten viel Geld. Auch das Morphinum war phantastisch teuer.

„Wenn er stirbt, dann . . .“

Ohne ihn gilt das Leben nichts mehr.

Es ist Herbst, und George glaubt, daß sie das alles noch nie erkannt hat: diese Bläue, den Geruch der welken Blätter, den warmen Nebel in den Straßen. Wie lange darf man das alles noch sehen, atmen, riechen? Wie lange noch den Geschmack von Tränen oder frischen Trauben auf den Lippen haben?

Die schöne Welt! Trotz Angst und Kummer immer: die schöne Welt. So wird es November, so kommt der erste Schnee, der Winter.

Die weißen Möbel spiegeln im kalten, elektrischen Licht. George hat das Gesicht in Gils Hand gelegt und baut Luftschlösser.

„Wenn du erst wieder gesund wirst . . .,“ fängt jeder Satz an.

Aber Schmerzen und Langweile haben ihn melancholisch gemacht.

„Wünsch’ dir das nicht! Ich bin kein guter Mensch. Ich glaube, ich bring Unglück!“

George küßt seine Fingerspitzen, langsam, eine nach der andern. Sie hat die Augen geschlossen.

Unglück, Leidenschaft, Leiden, — „mir, mir, mir!“ schreit das Herz.

„Armes Alesschen,“ sagt Gil. „Kränk dich nicht! Du wirst so rührend und grazios sein, wenn du an meinem Grab weinst.“

Die Pflegerin kommt herein, mißt die Temperatur.

„Nein, wie gut Sie aussehen, Herr Host!“

„Ja,“ sagt Gil freundlich. „Ich seh unerhört gut aus, Schwester. Acht Tage nach meinem Tod werd’ ich noch immer hören, wie gut ich ausseh!“

Er dreht sich zur Wand und zieht die Decke hinauf.

„Herr Host, Sie sollen auf dem Rücken liegen!“

Er rührt sich nicht.

„Herr Host, wenn der Herr Professor doch ausdrücklich wünscht . . .“

Gil dreht sich mit einem dünnen Gensfer um.

„Ich muß auf dem Rücken liegen. Ich muß in mir herumschneiden lassen. Ich muß, muß — muß ich wirklich, Schwester?“

Er nickt ihr höflich zu.

„Nur so lange es mich freut, Schwester. Aber — aber waren Sie auch schon einmal krank?“

Die Pflegerin reckt sich.

„Ich? Krank? Nein, Herr Host! Als Kind die Masern und dann einmal Beinhautentzündung.“

„Sehn Sie, Schwester, das hab ich mir gleich gedacht, daß Sie nur Masern gehabt haben.“

Die Schwester rauscht gekränkt hinaus. Es ist wieder still. Der Wind schlägt leise Schnee an die Fenster Scheiben.

„Meine Scheidung hätte ich ja noch gern erlebt! Aber die ist erst in drei Wochen. Schade, schade!“

George schält die gepolsterte Schachtel langsam aus dem Seidenpapier, hebt mit spizigen Fingern das Flakon heraus. Ein neues Parfüm. „Toute la forêt“ von Rosin.

Sie will nichts mehr wissen von „Narcisse noir“. Das war schuld an allem. Kaum hat sie es gehabt, war der Bankkrach. Es war bei den Hungerwochen dabei, ist mit zu Host gereist. Ist mit ihr in Eisenbahnzügen gefahren, in Hotelbetten gelegen. Ist Tag für Tag mit ins Krankenhaus gegangen. Schluß damit, aufheben für eine Zeit, in der man Unglück hat!

George zieht vorsichtig den Kristallstöpsel aus der neuen Flasche, fährt damit über Haar und Schläfen. Toute la forêt. Der ganze Wald.

„Der ganze Wald! Die ganze Welt! Das ganze Leben!“

In der einen Hand die Parfümflasche, in der anderen die Zigarette, tobt George durch das winzige, muffige Zimmer. Immer im Kreis

herum, um den runden Tisch, bis sie nicht mehr weiter kann.

Oh, heute müßte man etwas tun! Oh, oh! Den Himmel herunterfischen! Sich vor allen Leuten das Herz aus dem Leibe reißen! Sie schmettert das Parfüm in die Schachtel zurück, fällt mit ausgebreiteten Armen aufs Bett.

Gil wird gesund! Es war nicht Krebs. Irgend-eine phantastische Kofke, die der Professor Taja endlich gefunden hat. Was für ein gescheiter Mensch. So gut! So Flug! Er wird eine Serum-Kur machen, und Gil wird gesund werden. Gesund! Gesund!

„Der ganze Wald!“ erzählt George ihrem steinharten Kopfkissen, — und weint und lacht und weint.

„Die ganze Welt! Das ganze Leben!“ — — —

Gil liegt im Streckfessel auf dem Balkon, ein Bündel Zeitungen und Briefe vor sich, die er nicht liest. Die Arme unterm Kopf verschränkt, seufzt er vor Behagen, nickt einer Schwalbe zu, die fliegend vorüberfliegt.

„Comment allez-vous, Madame?“

Aber Madame hört nicht, dankt nicht, verschwindet hinter den Dächern.

Gil gähnt, greift nach einem Brief und reißt das Kuvert auf. Er liest ein paar Zeilen, sieht die Unterschrift an und läßt ihn wieder fallen. Diesen Nachmittag darf man sich nicht mit unbezahlten

Rechnungen verderben. Er blinzelt in die Sonne, sieht dem Zigarettenrauch nach; kein Laut, nur der seidene Schlafrock knistert, wenn Gil sich ausstreckt. Dann klopft es, und er muß sich entschließen, „herein“ zu sagen.

George läuft durchs Zimmer, zum Balkon, auf klappernden Stöckeln in seine schöne Feiertagsruhe hinein. Shakehands, heftige Küsse, ein halbes Duzend Fragen in einem Atem. George macht immer, als hätte man sich seit Jahren nicht gesehen und müßte sich in der nächsten Minute trennen. Auch jetzt merkt sie nicht, daß Gil nervös wird.

Sie legt einen winzigen Veilchenstrauß vor ihn hin, sieht ihn stolz und erwartungsvoll an. Die dünnen, hellgrünen Stengel sind warm und verbogen von ihrer Hand, die Blüten lassen schon den Kopf hängen.

„Ich hab sie zu lang herumgetragen, da sind sie welk geworden. Aber wie sie duften, nicht wahr, Gil?“

Sie riechen nach nichts als nach feuchter Erde.

„Wonderful, George! Du verwöhnst mich. Du machst Geschenke wie die Freundin eines flüchtigen Bank-Kassierers. Du wirst mit deinem Taschengeld nicht auskommen.“

„Doch. Jetzt schenke ich dir keine Blumen mehr. Das waren die letzten. Jetzt bist du ja nicht mehr krank.“

Sie setzt sich neben ihn, fängt seinen Kopf ein.

„Gil!“

Und immer wieder zwischen vielen Küssen:

„Gil! Gil!“

George singt betrunken den großen Hymnus ihrer Liebe. Gil nickt ihr ergeben zu.

„Meinst du eigentlich mich, George?“

„Wen soll ich denn meinen?“

„Jemandeinen, von dem du denkst, er könnte so aussehen wie ich, vielleicht Gilbert heißen — aber in Wirklichkeit ist es doch nur der große Unbekannte. Le phantôme cheri . . .“

„Du bist es!“

Ein ungeduldiger Funke springt hinter dem Monokel auf, erlischt im Augenblick. Das Gesicht ist wieder heiter, ruhig.

„Arme George! Hast du noch immer nicht bemerkt, wer ich bin und wie ich bin?“

Er macht sich los, zählt auf:

„Ein Mensch, der nirgends Ruhe hat, an keinem Ort und bei keiner Frau. Der überall zugleich sein möchte. Wenn ich zufällig Geld habe, rinnt es mir durch die Finger. Im Hotel und wagon-lit daheim . . . Das bin ich alles gewöhnt, es ist sogar schön, und ich brauch es. So und nicht anders muß ich leben — aber du?“

Du wirst Opfer bringen, ganz sinnlose, du wirst allein sein, traurig sein, du wirst dein eigenes Leben loslassen und für mich leben wollen. Und ich verlang' das gar nicht, — und ich kann nichts zurückgeben dafür . . .“

George spielt mit den Weilchen, zupft sie zurecht, drückt sie an den Mund; lächelt und schweigt.

Gil seufzt.

„Kleidchen kann ich dir schenken, ja, und Bonbons kaufen — und alles Liebe tun, was mir nur einfällt. Aber das wird dir nicht genug sein, George, du wirst mehr wollen, viel mehr, eine große Leidenschaft — und ich hab doch kein Talent zur Leidenschaft!“

„Ich hab noch nie nachgedacht, was ich von dir will,“ sagt George abweisend. Sie hat jetzt die vornehme Miene eines Gentleman, den ein Schuldner um Stundung bittet. Ach, diese Kleinigkeit, — sprechen wir nicht davon . . .

Aber Gil prophezeit hartnäckig weiter.

„Du wirst schon darüber nachdenken! Und dann ist das Unglück — bitte, tu endlich die Blumen fort, das macht mich nervös! — und dann ist das Unglück fertig. Für dich, George, denn ich bin egoistisch. Ich gehe meinen Weg weiter und hab ein Ziel vor Augen: ohne Aerger zu leben, ohne Erschütterungen. ‚Du bist ein lebenswürdiger Schuft,‘ hat Liefel immer behauptet. Und ich hab immer gesagt, ‚ja, mein Herz!‘“

Er legt den Arm um Georges Schulter. Sie gehen ins Zimmer zurück. Gil sehnt sich danach, dieses Gespräch zu beenden, wieder allein zu sein.

„Glaubst du mir jetzt, George?“

„Ich glaub dir schon. Aber was macht das alles, wenn ich dich lieb habe?“

Sie hebt das Gesicht zu ihm und sagt ernsthaft und langsam, als müßte sie einem Kind etwas klar machen:

„Wenn ich dich doch lieb habe, Gil . . .“

Küsse. Umarmung. Der kühle Abendelduft von Polster und Decken.

„O, mein gutes Lamm,“ murmelt Gil.

Ihm ist unbehaglich zu Mut.

Behntes Kapitel

Ein Nichts ist es zuerst: ein höfliches Lächeln, ein Achselzucken; ein liebes Wort, das er nicht sagt. Das alles, dieses Unnennbare, wird zur Maner, hinter der er sich versteckt, über die man ihm nicht nach kann.

Von Tag zu Tag gleitet er mehr fort, verändert sich, wird fremd und beunruhigend.

Aber irgendwo muß ja die Brücke sein, der Weg, der zu ihm führt! George reißt und rüttelt an der Mauer, will sich durch Ritze und Spalten hinüberdrängen.

„Und als du auf der Universität warst, Gil? . . .“

„Und als du zehn Jahre warst? . . .“

„Und Robinson Crusoe, hast du den auch so gern gehabt? . . .“

Er erzählt viele Geschichten.

Die von dem weißen Pudel, — „wir haben uns zufällig auf der Straße getroffen, durch Zufall, denk dir — es war Freundschaft auf den ersten Blick . . .“ Von der Schachpartie während der Ueberfahrt nach Griechenland, die zwei Tage lang

gedauert hat und nicht zu Ende gespielt werden konnte, weil bei Windstärke sieben die Figuren umfielen.

Er erzählt von zwei kleinen Schwedinnen, die er auf einer Bahnstation geküßt, im Dunkel, während zehn Minuten Aufenthalt. Zwei ganz junge Mädchen, rosig und blond. Sie stehen hinter einem Zann. Einen Kuß nach rechts, einen nach links. Sie können nicht sprechen miteinander. Bäume blühen, ein großer Stern steht gerade über der Lokomotive. Einen Kuß nach rechts, einen nach links . . .

„Wie haben sie geheißt, Gil?“

„Ich weiß nicht.“

„Und warst du verliebt?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht, — ich glaube ja.“

Er kann von einem Baum sprechen, den er einmal „kennengelernt“ hat wie von einem Abenteuer. Und von Abenteuern, als wären sie bedeutungslos gewesen, vorbeigetrieben wie Holz im Fluß. Frauen, Freunde, Städte — das war alles nur da, um eine leichte, graziöse Geschichte mit ziseliertem Pointe zu werden. Auch seine Krankheit ist schon Anekdote geworden, eine nicht sehr heitere, aber doch nicht wichtiger, als daß man sie zwischen zwei Gesprächen beim See erzählt.

„Verspielt!“ grübelt George endlich heraus. „Verspielt ist er . . .“

Sie tröstet sich: François war auch verspielt. Ich bin auch verspielt.

Aber dann: wenn wir einen Lieb haben, nehmen wir es ernst.

Nimmt Gil es ernst?

„Arme George, ich muß dir etwas abbitten: diesen scheußlichen kroatischen Gasthof, in dem dein Debüt bei mir war. Aber man hat sehr wenig Zeit auf dem Totenbett . . . und du warst so warm, ach, herrlich warm . . . wie ein kleiner, weißer Ofen.“

Sie wartet, daß er noch etwas sagt. Aber er geht durchs Zimmer und pfeift. Auch das ist etwas Neues, an das man sich erst gewöhnen muß: daß er pfeift, die Hände in den Rocktaschen vergraben, mit langen Beinen unermüdlich durchs Zimmer trabt. Oder daß er manche Tage überhaupt nicht aufsteht. „Nein, heute bleib ich im Bett. Dieser Regen! Was soll denn Unangenehmes passieren?“

Er pfeift. Er erzählt Geschichten. Auf der Straße sieht er allen Mädchen nach. Er geht jeden Abend in Gesellschaft.

Verspielt ist er, ja — und kalt und gedankenlos. In George wächst eine ratlose, verzweifelte Angst: daß er sie vergiftet. Daß sie ihn verliert. Ihn, der ihr bestimmt war unter allen Menschen, den sie sich zurückgeholt hat aus dem Tod.

Aus dem kühlen Stadtfrühling reifen sie der Sonne entgegen, ans Meer.

„Jetzt muß alles gut werden,“ glaubt George. Jetzt hab ich ihn wieder ganz für mich allein . . .“ Aber die Tage vergehen nicht anders als in der Stadt. Nichts ist gewonnen als das stete Bei-

sammensein, in den blanken, bunten Badestrafen, im Wagen, im Café.

Sie liegen stundenlang im weißen Sand. Essen abends allein im Garten. Das Meer schlägt an die Brüstung, und der Mond ist groß und nah. Nelkenbeete duften. Nachts singt eine Nachtigall vor den Fenstern.

„Tütütü, zückzück! Sü-i, tüi, tüi . . .“

„Hörst du?“ flüstert George, den Zeigefinger begeistert in die Luft gestreckt. „Gil, horch doch!“ Aber er gibt keine Antwort, schläft schon. Sein Gesicht wird vom Schlaf nicht verändert. Die Falten und Risse sind schärfer, aber es ist noch im Traum voll Klingheit und Eitelkeit, und der große, weiche Mund läßt sein höfliches Lächeln nicht los. Eine Weile duckt sich George ganz zusammen, streicht über Hals und Schultern, um seine Küsse wiederzufinden, den warmen Atem, der über sie hingegangen ist. Ein Haar bleibt ihr auf der Hand, dünn und grau. Sie sieht es lange an und bläst es dann mit gespitzten Lippen fort.

„Sü-i, tü-i,“ singt der verzweifelte Vogel im Garten. „Süi, zückzück.“

„Du mußt dich beherrschen!“ telegraphiert die besorgte lauschende George der unbekannteren Nachtigall. „Du bist wundervoll, aber — ach, jetzt wieder! ,Trü-iii! Genng! Genug! Sei still, es ist unanständig, sein Elend so herauszuschreien.“ George läßt sich auf die Ellbogen sinken und faltet die Hände unterm Kinn.

Gil

Jetzt schläft er, jetzt gehört er ganz ihr.

„Hast du mich lieb?“ fragt George lautlos, über das unbewegliche Gesicht gebengt. „Liebst du mich?“

Er kann nicht sprechen, und sie muß für ihn Antwort geben.

„Du weißt nicht, wie lieb ich dich hab.“

Das ist von Heine, denkt George ganz schnell. „So kalt ist das Grab“ heißt die nächste Zeile. Er kann ja auch etwas anderes sagen. Nein, er sagt eben: „wie lieb ich dich hab!“

Und die andere George:

„Ich hab Romane gelesen, Syntax und Rollen studiert. Ich wollte etwas Großes werden. Manchmal war ich vergnügt, manchmal hab ich nichts zu essen gehabt . . . Und immer, immer, immer nur auf dich gewartet!“

„Aha!“ antwortet Gil düster. „Und was war mit Roerber?“

„Wenn ich ihm nicht begegnet wäre, wie hätte ich dich dann so lieben können?“

„Und dieser Herr Jrgendwer?“ fragt Gil weiter.

„Du weißt doch noch: morgens die vielen rosigen Wolken, der kalte Wind . . . und wie ein Dieb durch die Straßen geschlichen . . .“

„Das war eine Station,“ sagt George. „Verstehest du denn nicht? Es ist ein langer, langer Weg nach Tipperary . . . ich war gezwungen, einmal zu übernachten. Aber an diesem fremden Bett und an der grauen Villa, an allem bin ich vorbeigelaufen. Ohne mich umzusehen. Wer einen

langen Weg zu gehen hat, muß sich beeilen, Gil.“

„Und jetzt?“

„Jetzt nicht mehr. Für dich hab ich Zeit! Ein ganzes Leben und den ganzen Tod lang Zeit für dich, auch wenn . . . wenn . . .“

„Bist du so traurig? Bist du wirklich so unglücklich?“

„Ahh-ach“, haucht die eine George in das faltige Kissen und bemüht sich, nicht zu weinen. Die andere sagt:

„Du läßt mich zu sehr allein! Ich war doch erst neun Jahre, als François gestorben ist. Ich hab mich erziehen müssen, ich habe für mich denken müssen, da hab ich immer mit François gesprochen, so wie jetzt mit dir. François war tot und du schläfst. Du siehst: es ist immer dasselbe. Immer ist man allein . . .“

Sie macht die Augen auf und denkt nach, was Gil Tröstendes sagen könnte. Aber ihr fällt nichts mehr ein. Das Kartenhaus stürzt zusammen. Nichts bleibt, nur das: immer allein! Immer allein!

Sie setzt sich auf, schiebt vorsichtig die Decke zurück und steigt aus dem Bett. Gil zuckt zusammen und blinzelt.

„Ja? George?“

„Schlaf nur, bs, bs, bs“ flüstert George, mit gespitzten Lippen, genau, wie sie es immer vom Rindermädchen gehört hat.

Sie dreht die Lampe aus und geht in ihr Zimmer. Sie kramt am Toilettetisch herum, bürstet das

Haar, gähnt und sagt ein paarmal bekümmert zu ihrem Spiegelbild:

„Mir ist kalt!“

Im Bett fällt ihr dann plötzlich ein, daß sie einmal Franzi erklärt hat „geliebt werden will ich“. . . Und das Kindermädchen hat Anna geheißt.

George dreht sich zur Wand. Wo sie jetzt sein wird, die Anna? Und Franzi? Geliebt werden will ich. So war das: geliebt. . .

Als Gil in der winzigen Bar dem Fräulein Hilde Bering vorgestellt wird, diesem braunen, lachenden Fräulein Hilde, stud. med., spürt George Alarm-signale.

„Herrlich war Ihr Buch!“ sagt Fräulein Hilde. „Ich glaube, ‚Der Strom‘ hat es geheißt? Nein, das ist ein Theaterstück. Ich meine das, wissen Sie, von den Nilquellen! Das haben doch Sie überseht, nicht wahr?“

Sie lacht mit strahlendweißen, starken Zähnen, wirft den Kopf hin und her.

„Jetzt muß ich diesen beiden alten Damen Guten-abend sagen. Aber ich bin sofort wieder da! Ich darf mich doch zu Ihnen setzen? Ja? Ich bin nämlich ganz allein hier.“

Nach zwei Minuten taucht sie wieder auf, setzt sich und spricht, als wäre sie seit Ewigkeit mit Gil bekannt.

„Wissen Sie, daß ich wegen den Nilquellen drei Tage nichts gelernt hab? Beinahe wär ich in Logik

durchgefaßt! Das war nämlich in der Siebten, da haben wir einen — also ein Unier von Professor gehabt! Und dabei hab ich nur so zum Vergnügen studiert.“

Hilde verwickelt Gil in ein endloses Gespräch über Aegypten, — aber während sie lacht und flirtet, sind ihre Augen immer bei George, beginnen ein feindseliges Gespräch.

„Es macht nichts, daß ich dicke Kälbchenbeine habe!“ funkt Hilde. „Ich bin nen, meine Liebe, ich bin fremd! Uebrigens: mein Abendkleid ist aus Paris!“

„Dieses unanögliche Kleid ist wirklich aus Paris? Uebrigens: er gehört mir! Mir gehört er!“

„Du bemerkst doch, daß er nur für mich erzählt?“

„Mich interessieren diese Geschichten nicht mehr“, sagt George mit gelangweilten Augen. „Er hat sie mir hundertmal erzählt. Er! Mein Geliebter! Mein Geliebter, der mir gehört!“

Aber als der Eintänzer kommt, sich vor George verbeugt, springt sie so schnell auf, daß ein Glas umstürzt. So springt ein Tier aus Falle und Schlingen.

Hilde ist stolz und zufrieden, läßt sich behaglich in den tiefen Sessel zurückfallen. Noch einen Schluck Cocktail. So. Jetzt kann man beginnen, diesen Herrn Gilbert Host in kindlicher Harmlosigkeit ein bißchen auszufragen.

„Fräulein Bruckner ist sicher eine Verwandte von Ihnen, nicht wahr, Herr Host?“

„Nein, sie ist meine Sekretärin.“

Hilde drückt durch ein diskretes Heben und Senken der Lider ihr grenzenloses Erstaunen darüber aus, daß man in Gesellschaft seiner Sekretärin die Bar aufsucht.

Dann sagt sie liebenswürdig und strahlend:

„Ach so!“

Gil klemmt das Monokel ein, sieht Hilde ernst an und macht sich überhaupt bereit, für Georges Ehre zu kämpfen.

„Sie arbeitet, ja. Sie ist ein armes Kind, das sich sehr tapfer durchs Leben schlägt . . .“

Hilde nickt und betrachtet das arme Kind, das mit nackten, zarten Schultern, in Brokatschuhen, Tango tanzt.

„Wie sie sich ansehen“, denkt George verzweifelt.

„Was spricht er jetzt mit ihr? Was, was?“

„Man muß vor ihr Respekt haben“ erklärt Gil.

„Sie ist ganz allein, sie hat keinen Menschen auf der Welt. Das heißt, ich glaube: eine Mutter, aber —“

„Keinen Menschen — die Arme!“ sagt Hilde. Und denkt: „Sie hat nur ihn! Mein Gott, sie hat sicher nichts als ihn!“

Und jetzt steigt aus dem Cocktail die ganze bittere Vergangenheit auf: Paul, die Ski-Tour vor einem Vierteljahr. Paul und diese raffinierte Person, dieses Untier, — ja, dieses raffinierte Untier, das ihr ihn weggenommen hat . . .

Nein, sie ist kein Dieb, will nichts stehlen. Aber das bißchen Freude muß man ihr gönnen, dies bißchen Indieaugensehen, Spielen!

Dann kommt George zurück, und Hilde will ihr so gern beweisen, daß sie nichts Böses vorhat.

„Wie schön Sie tanzen, Fräulein George! Wann—der—schön! Wie ein Professional.“

George lächelt höflich. Es ist, als wäre dieses Fräulein Hilde Bering überhaupt nicht hier.

Gil fühlt einen Augenblick lang ein sanftes, kleines Mitleid, aber dann, im Bewußtsein, alles für George getan zu haben, was er nur tun konnte, wendet er sich der fremden, hereingeschnittenen Dame zu. Er trinkt seinen Whisky, erzählt, lacht, — und ist bezaubernd jung an diesem Abend.

Um drei Uhr wird die Bar langsam leer, verschlafene Kellner räumen die Tische ab.

„ . . . und einmal hab ich einen Traber gehabt. Eine braune, große Lady. Katty hat sie geheißt. Sie sehen ihr ähnlich, Fräulein Bering. Derselbe Augenaufschlag —! Diese Dame Katty war sehr capriciös. Zuerst nicht in Gang zu bringen — und dann unermüdlich, immer im schönsten Galopp! Sie hat ihr Leben lang nicht begriffen, daß sie ein Traber ist . . .“

Darf ich Ihnen noch einschenken? Ja, wenn sie im Laufen war, hat es immer Unglück gegeben. Ein Automobil hat schließlich Hupe, Bremse, Rückbremse — aber ein Pferd! Noch dazu eines, dem auf dem Rennplatz jeder Ehrgeiz mangelt. Nur beim Training, auf der Landstraße, da wollte Katty unbedingt jedes Automobil überholen. Die Arme, — absolut keine Ahnung vom Fortschritt der Technik! Kennt einem Mercedes-Benz nach,

läßt den Reitknecht irgendwo im Graben — oh, diese Ratty!"

"Und dann? Was war weiter?"

"Dann habe ich einen Wechsel mit ihr bezahlt", erklärt Gil sanft. "Dieser arme Mann! Ich habe ihn bedauert. Aber er hat mir trotzdem häßliche Briefe geschrieben."

"Ich seh ihr wirklich ähnlich? Wirklich?"

George hat sich ganz in den großen Sessel verkrochen. Sie raucht, sie trinkt, sie pudert sich die Nase und zerpflückt einen Strohhalme. Diese vielen kleinen Bewegungen sollen andeuten, daß sie beschäftigt ist und keineswegs unglücklich.

Aber als Gil sich plötzlich zu ihr beugt "Oh, how are you, George?" sagt sie ungeschickt und verwirrt: "Ich bin sehr müde." Aber es wird trotzdem Morgen, ehe sie heimgehen.

Hilde hat sich verabschiedet. "Auf Nachmittage, ja? Ich spring noch schnell ins Wasser, bevor ich schlafen gehe. Das ist gesund! Adieu, Fräulein George, so nett sind Sie! Eigentlich mag ich sonst Mädels nicht. Liebes Fräulein George! Adieu, Herr Host!"

Sie winkt, grüßt, schlägt krachend die Haustür hinter sich zu.

Die beiden gehen langsam durch die Gartenstraße weiter.

"Sehr müde, du Armes? Ich weiß selbst nicht, wieso wir so lang geblieben sind. Aber für morgen ist nichts zu schreiben — da kamst du heidipopeidi machen bis zum Lunch."

Beim Gutenachtsagen nimmt er ihr Gesicht zwischen seine Hände.

"George, schlechtgelaunte Mädchen sind widerwärtig! Und jetzt sag, was du hast!"

"Nichts, Gil, gar nichts."

Sie macht sich leise los.

"Wirklich, ich . . ."

Sie kann nicht weiterprechen, hustet.

"Verkühlt, George? Natürlich! In diesem dünnen Mantel. Gib die Hand her! Siehst du, Fieber!"

"Ach, der Husten? Das macht nichts. Ich muß immer früh husten."

"Wir werden zum Doktor gehn. Oder nimm Aspirin, das hilft."

Er ist müde und gähnt.

"Schlaf gut, mein Kind."

"Schlaf auch gut, Gil."

George geht langsam in ihr Zimmer und setzt sich aufs Bett. Sie starrt auf die blumige Tapete, über die jetzt weißlich blanke Sonne rieselt, als stünde da ihr Urteil aufgeschrieben. Aus bunten Kränzen und hingeflegten Lichtflecken buchstabiert sie es ab:

Eifersüchtig! Geizig! Ein enges Herz!

Hat sie nicht François versprochen, groß und gut zu werden?

Ein kleines Herz, ein enges Herz! George prüft jedes Wort und fühlt am Ende ein bitteres Erstaunen, sich so arm zu finden.

Marie schreibt lange Briefe, voll von Liebe und orthographischen Fehlern.

„ . . . und Berta mit ihrem Mann zihen jetzt hirher, da bin ich nicht mehr allein. Mit dem Geld, das Du geschickt hast, hab ich die Wohnung frisch tapezieren lassen, damit es schön ist wenn Du einmal heimkommst mein Kind . . .“

Auch Lobby, der getreue Kitter, schreibt von Zeit zu Zeit eine Karte.

„Einzige!“

„Geliebtes Mädchen George!“

Es stehen immer nur zwei, drei Worte darauf. Aber einmal ringt er sich doch einen ganzen Satz ab.

„Wann kommst Du heim?“

Heim? Zuhause? Das ist jetzt die Villa Miramare, rosenrot mit grünen Fensterrahmen; das Musikzimmer mit den uralten Zeitungen; die fünf Stufen, die vom Garten ins Meer führen.

Daheim, das ist der Tisch vor dem Fenster, auf dem die Schreibmaschine steht, die Ziegelballustrade, auf der sie nach dem Bad mit Gil sitzt, in die Sonne blinzelt. Was soll man nur antworten auf diese guten Mutterbriefe?

„Liebe Mama“, schreibt George und starrt so lang auf das graue Papier, daß die Tinte an der Feder eintrocknet. Was soll man schreiben? Sonne? Viel Arbeit?

Da klopft es.

„Ja? Herein.“

Hilde ist es.

„Herr Host hat mir im Café gesagt, daß Sie daheim sind, Fräulein George. So eine Sünde! Bei diesem Wetter!“

Sie setzt sich sofort auf den Diwan und baut ein Nest aus allen Kissen.

„Ich bin nur daheim geblieben, weil ich Briefe schreiben muß.“

„Ich gehe auch gleich“, sagt Hilde sachlich. Dann fängt sie ganz ohne Uebergang an:

„Sie glauben doch nicht, daß ich lustig bin, weil ich immer lache? Ich mach' nur so viel Lärm, damit keiner merkt, daß ich traurig bin!“

Sie hat eine rote Nase und schluckt nervös.

„Ich muß es Ihnen erzählen, George. Ich, — er — Paul hat er geheißten. Sie werden schweigen, George, nicht wahr? Ich bitte Sie! Bei einer Ski-Tour, das ist jetzt genau drei Monate und zwei Wochen, da war eine mit, eine Raffinierte, Geschiedene, und er . . . Er ist doch der Erste gewesen, er hat doch mir gehört, George . . .“

George malt Zickzack-Linien aufs Papier, quer über das „Liebe Mama“. Sie hört mit gesenktem Kopf zu und weiß, warum Hilde ihr diese Geschichte anvertraut.

„Wie hat er sich das alles gedacht? Ich bin doch keine Hergelansene! Papa ist Bankdirektor. Für Paul wär es ein Glück gewesen, wenn er mich hätte heiraten dürfen. Aber ich hab nie was gesagt vom Heiraten, nie! Schließlich hat man auch seinen Stolz . . . Ich bin in schmierigen Konditoreien mit ihm herumgefessen, und der arme Papa

hat geglaubt, ich bin im Colleg! Wenn das die Mama erlebt hätte . . ."

Hilde reibt an ihrer Nase herum, denkt nach und sagt:

"Gut, daß die arme Mama schon tot ist! Ja, diese Ski-Tour. Dann war Schluß. Von heut auf morgen einfach alles aus! Zuerst hat er noch geschrieben: das Schicksal ist schuld und du mußt mich vergessen — so ein Bub halt, ein dummer. Vergessen! Ich hab ihn doch lieb gehabt. Und er mich auch. Oder hat er mich gar nicht lieb gehabt? Auf keinen Brief hat er dann geantwortet. Da hab ich ihn einmal angerufen. Ich weiß noch, ich hab ein rotseidenes Pyjama angehabt. Aber er hat meine Stimme erkannt und den Hörer weggelegt. Im roten Pyjama bin ich dort gestanden, und das Telefon hat knaz gemacht . . . George, das werd' ich noch hören, wenn ich alt und taub bin!" George ist schon längst neben ihr auf dem Divan, streichelt sie.

"Es wird wieder gut werden, Hilde, alles wird gut werden!"

Aber Hilde sitzt vergrämt da, die braunen Finger ineinander verstrickt.

Als sie geht, schon an der Tür ist, sagt sie:

"Wie ich ohne ihn leben soll, das weiß ich nicht.

Aber gerade deshalb muß ich mich unterhalten! George . . ."

"Ja ja", sagt George. Sie hat eine ganz dünne kleine Stimme. "Ja. Natürlich. Du mußt etwas tun, damit du ihn vergißt."

"In vierzehn Tagen bin ich fort" tröstet Hilde.

"Ich muß noch zu einer Tante fahren. Und du sollst nicht . . . ich will nicht, ich bin . . ."

Sie wirft sich George in die Arme, versteckt das Gesicht an ihrem Hals und weint lang und laut.

Erst acht Tage sind vorbei von den vierzehn, die Hilde noch bleiben will. Also noch eine Woche lang durchhalten, noch eine Woche sehen, wie sie Gil täglich zum Spaziergang abholt, mit ihm hinschwimmt, mit ihm tanzt. Acht Tage noch tapfer sein und zu Hilde sagen:

"Nein, ich bin nicht traurig, nein, gewiß nicht!" Und es ist auch kein Grund zum Traurigsein da. Gil ist mit Hilde wie mit allen andern. In fünf Sprachen sagt er jedem das, was er hören will. Und wenn Hilde erst fort ist — dann kommt vielleicht die kleine Aranka an die Reihe, die herrlich Tennis spielt und ein so komisches Deutsch singt. Die oder eine andere! Eine wird kommen, die ihr ihn wegnimmt! Und sie kann morgen schon da sein . . .

"George", sagt Hilde streng, "du rennst blind ins Unglück!"

George schüttelt energisch den Kopf.

"Ich laufe sehend ins Unglück. — Aber was macht das?"

"Was das macht? Das geht nicht so weiter! Du mußt fort von ihm."

George sieht einem Segelboot nach, so interessiert, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt. Erst

nach einer Weile dreht sie sich wieder zu Hilde zurück.

„Wenn es nicht mehr weitergeht, — ja, dann muß ich fort.“

Am dem Abend, an dem Hilde abgereist ist, sagt Gil:

„Heute ist garden-party. Hast du Lust, George? Ich muß hin. Ich hab es der kleinen Aranka versprochen und noch ein paar andern.“

„Ich bleibe lieber daheim, Gil.“

„Wirklich? Oh wie schade.“

Er bindet sehr aufmerksam die Krawatte vor dem Spiegel.

„Aber dein Harem wird entzückt sein, wenn du allein kommst.“

„Ja, der geliebte Harem! Ist das nicht komisch, George? Die kleinen Mädchen haben noch immer nicht bemerkt, daß ich ein Greis bin. Oh, wie gut, daß niemand weiß, daß ich Kumpelstilzchen heiß! . . . Wie gefällt dir Aranka? Aranka, die Puzta-Rose?“

„Bist du schon wieder verliebt, Gil?“

George hat ihr lebenswürdig-leeres Lächeln, wie damals bei den Nachmittags-Empfängen in Helenes Salon.

„Verliebt?“

Gil dreht sich um, kommt zu ihr, die Eau-de-Cologne-Flasche in der Hand. Er schraubt langsam den Metallverschluß ab und schüttet vorsichtig ein paar Tropfen auf das weiße Seidentuch.

„Ich bin nie verliebt. Weißt du das noch immer nicht, Kluges Lamm? Ich habe keine Zeit dazu! Die paar Jahre, die noch vor mir liegen . . .“

Er stellt die Flasche auf den Tisch und streicht sich übers Haar. Seine Hand glaubt die grauen Fäden herauszuspüren. Er verzieht den Mund wie ein gekränktes Kind und sagt plötzlich nervös und ratlos:

„Maq muß sich beeilen!“

George sieht ihn schweigend an. Seine Augen sind lebhaft und glänzend. Aber die Lider sind um vieles älter als diese Augen, von Runzeln durchfaltet, zerknittert wie Papier.

„Du verstehst mich doch, mein gutes Herz? Es bedrückt mich sogar, wenn man mich zu sehr liebt . . .“

Keine Antwort. Gil studiert das Teppichmuster, fängt an der Zigarette und hängt ernsten Gedanken nach. Dann gibt er sich einen Knack.

„George, es nützt nichts, einmal müssen wir doch darüber sprechen. Erinnerst du dich, was ich dir gesagt hab, als ich gesund geworden bin? Jetzt ist alles so gekommen. Du bist unglücklich, und ich laufe mit einem schlechten Gewissen herum. Du machst dir und mir das Leben schwer. Mir auch, George! Immer unter Hundert-Volt-Spannung! Immer bewacht von Eifersucht. Immer: du schufst, weißt du nicht, daß ich dich liebe? Das geht nicht so weiter, George! Mein gutes Herz, das ist ein Irenhaus!“

Er spricht sehr rasch und leise. Dabei überlegt er: Bin ich brutal? Bin ich widerwärtig? Es muß sein, es sieht zu sehr nach Ewigkeit aus . . . Notwehr ist ein mildernder Umstand! Es ist Notwehr, meine Herren Geschworenen . . . Gil drückt mißgestimmt seine Zigarette aus und versucht dann ein bernhigendes Lächeln.

„George?“

Sie gibt zuerst keine Antwort. Aber plötzlich fällt sie ihm schwer an die Brust, umklammert seine Schultern und ruft atemlos und verzweifelt:

„Warum liebst du mich denn nicht? Warum liebst du mich denn nicht?“

Die Worte hängen in der Luft, zerplagen, — kommt noch immer keine Antwort?

„Mein Gott“, sagt Gil, „was hast du denn?“

Einen Augenblick erschrickt er vor diesem weißen Gesicht. So hat der junge Silbert angesehen, als er in Marseille von der Koulette weggegangen ist. „Au revoir, Messieurs.“ Kaum war er vor der Tür, hat der Schuß geknallt.

„Georgie, Georgie, wollen wir nicht versuchen, ein neues Leben anzufangen? Eines mit weniger Leidenschaft und etwas mehr Ruhe?“

Dieser charmante kleine Silbert! War das vor fünf oder sechs Jahren? Arme George, ja, ja, — aber jetzt ist es genug!

„Du mußt mich nehmen, wie ich heute bin. Ich bin zu alt, um mich zu ändern . . .“

Vor sechs Jahren war ich in Marseille! Wenn ich jünger wäre, würde ich auch nicht versuchen,

mich zu ändern. Sie zerdrückt mein ganzes Hemd! Wir stehen da, wie bei einer Großaufnahme im dritten Akt. Schluß, Schluß, abblenden!

Und laut:

„Sei jetzt wieder ein liebes Kind! Es wird alles gut werden! Du mußt nur vernünftig sein, mein Herz, ja?“

George rührt sich nicht. Dann hebt sie den Kopf und sieht ihn an, wie wenn sie von Gott weiß wo zurückkäme.

„Hast du denn überhaupt zugehört, George?“

„Ja, Gil.“

Sie fährt mit der Fingerspitze über seine Stirn, Wangen, Kinn, als wollte sie jede Linie nachzeichnen. Sie küßt ihn ein paarmal. Ganz leise, er spürt kaum die Lippen. — — —

Dann begleitet sie ihn bis zum Kurpark. Lampions zittern zwischen den Bäumen, die Jazzkapelle schreit.

„Nimm dir einen Wagen zur Heimfahrt. Auf Wiedersehen, Georgie.“

Sie kann seine Hand nicht loslassen.

„Gil . . .“

„Ja, was denn?“

„N—nichts. Adieu.“

„Schlaf gut, mein Schatz.“

Dann ist er fort.

Sie geht heim, über die dunkle Landstraße, eine kleine Marionette mit hölzernen Beinen und rotbemalten Lippen.

Aus den Bäumen taucht ein Schatten auf, sagt „Guten Abend“.

„Guten Abend“ grüßt George nach ein paar Minuten zurück, aber da ist der Schatten schon längst verschwunden.

Sie kommt zum Kai, setzt sich auf die Steinbrüstung und sucht aus der Manteltasche Zigaretten und Streichhölzer hervor. Langsam bläst sie die winzige Zündholzflamme aus und sagt dazu:

„Versteht du das, mein kluges Lamm? Verstehtst du mich, mein gutes Herz?“

Aber sie versteht noch immer nicht. Warum kommt niemand und spricht mit ihr? Nur ein paar Worte, nur — ob das Wetter morgen schön ist oder dieser schwüle Wind Regen bringt! Sie kann jetzt nicht allein sein! Wenn nur ein Bettler käme, ein Kutscher, eine Kage . . .

„Eine ganz kleine Kage!“ denkt sie verzweifelt und streckt die Hand ins Leere.

Das Meer klatscht an die Brüstung, wieht nach faulendem Lang.

„Bon soir“, sagt George zu dem dunklen Wasser.

„Enchantée d'avoir fait votre connaissance!

Ich hoffe, Sie fühlen sich wohl?“

„Ich habe vormittags gearbeitet, nachmittags getanzt. Wie Sie sehen, bin ich jetzt allein.“

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß das Quadrat der Hypothekense gleich ist . . . ja, sehr richtig. Im Winter ist es kalt.“

„Haben Sie keine Kage gesehen?“ fragt George und kauert sich ganz zusammen, das Kinn in die

angestützten Hände gelegt. Sie hat die Augen geschlossen und rührt sich lange nicht.

Erst als ihr ein Windstoß das Haar ins Gesicht treibt, fährt sie auf. Geschlafen? Nachgedacht? Jetzt ist doch etwas geschehen, klar geworden — ganz klar und einfach!

Sie wirft den Zigarettenstummel ins Wasser, fängt leise an zu singen.

„It's a long way to Tipperary,

it's a long way to go . . .“

Ach François! Weißt du noch, François? Und immer lauter:

„it's a long, long way to Tipperary

to the sweetest girl I know . . .“

Den Kopf zurückgebengt starrt sie in den Nachthimmel. Der große Bär. Venus. Milchstraße . . .

„good bye, Piccadilly!“

Und dieser rötliche Stern? Noch nie gesehen — wie heißt der?

„far well Leicester Square . . .“

Morgen Gil fragen, wie der Stern heißt! Morgen — — —?

„it's a long way to Tipperary

but my heart is right there.“

Schritte kommen näher und George springt mit steifgewordenen Beinen von der Brüstung herunter.

„Good bye, Piccadilly . . .“

fängt sie von neuem an.

Zimmer noch singend, mit schlenkernden Armen, geht George weiter, die dunkle Straße hinunter bis zur Villa.

Elftes Kapitel.

Da liegt man in dem weißen, schmalen Bett, den Kopf tief in den Kissen, die Arme eng an den Leib gedrückt, ist neunzehn Jahre, und wartet, daß man stirbt. Vor den Fenstern ist das Meer, Nacht, bitterer Duft blühender Bäume.

Dünne Finger um ein kleines Bild gespannt — wenn sich der Atem in der Kehle verklemmt, die große, herzerreißende Angst kommt, preßt George das Bild auf die Stirn und glaubt, daß das helfen wird. So schwer ist das Sterben . . .

Das Herz tanzt in der Brust wie ein wildes Tier, hämmert, hämmert, hämmert. Wird das nie aufhören? Das Bild liegt auf der feuchten Stirn, George sieht es noch mit geschlossenen Augen: die Hecke im Hintergrund, die Hand mit der Zigarette, ein lächelndes Gesicht.

„Wenn ich tot bin, hab ich das alles vergessen“, denkt George. „Damit ich ihn vergessen kann, muß ich sterben. Nein: weil kein Weg zu ihm führt, muß ich sterben . . .“ Sie dreht den Kopf mühsam hin und her, das Bild fällt von der Stirn, rutscht über Mund und Kinn zwischen die Decken. Sie tastet danach —: das Bild, das Bild! Sie

ist mutterseelenallein, sie hat ja nichts mehr als das Bild! — aber die Hand wird plötzlich sehr schwer, fällt langsam zurück.

Jetzt lärmt das Meer, rauscht mit hundert brummenden Orgelbässen, das Bett wiegt sich wie ein Schiff, legt sich tief auf die Seite, und George reißt die Augen auf. Da ist alles wieder ruhig geworden, und das Bett steht ganz gerade.

Bis plötzlich wieder das Gausen und Dröhnen beginnt, über George zusammenschlägt. Sie wimmert, will mit vertrockneten, rissigen Lippen „Gil“ sagen, — aber es wird nur ein dünnes, senzendes Pfeifen daraus. Dann fallen die Augen zu wie schwere Sären, eine eiskalte Säge zerschneidet den Nacken. George zittert vor Kälte, erfriert, erstickt, das Herz rast und zuckt, wird für Sekunden ganz still.

Schwer ist das Sterben . . .

George fällt tief, tief zwischen Wolken, Wasser, Nebel, aber dann kämpft sie sich doch jedesmal wieder an die Oberfläche hinauf, immer angstvoller, immer mühseliger. Eine Glocke schlägt laut und ruft sie, und sie will sich anssetzen, die Augen öffnen, sich an das bißchen Leben flammern, das da draußen lockt und läutet. Aber das Gift im Blut und Hirn hält fest, läßt nicht mehr los. Auf einmal weiß sie, was das ist: sterben, und weiß, der Tod ist im Zimmer, er steht vor dem Bett und kriecht über den Teppich, der Tod liegt zwischen den Decken bei ihr und faßt ihr Herz.

„Gil!“

Die kalte, schwere Hand zerdrückt den Schrei, drückt ihren Mund zu, fällt über sie wie ein Stein. Dann sinkt sie ins Dunkel, gleitet in eine schöne, sanfte Stille . . .

Auf dem Nachttisch ist ein kleines Seglitz: viele zerbrochene Morphiumphiolen. Das elektrische Licht glänzt gelb in den leeren Spiegeln und durch die offenen Fenster in die Nacht hinaus.

Jetzt liegt George ganz still. Die rechte Hand hängt über dem Bettrand, schaukelt mit zerstreuten Fingern in der Luft.

„Viel kann ich jetzt nimmer machen, Herr Hofst“, sagt gegen Morgen der dicke Arzt, den ein stotternder Hausdiener aus seinem Bett geholt hat.

„Ich werd' halt noch eine Atropin-Injektion geben. Das ist dann die dritte. Ob's hilft — —?“

Er schnauft und feilt die Ampulle auf.

Gil läuft im Zimmer auf und ab. Die Krawatte ist aufgegangen, und von Zeit zu Zeit macht er mechanisch Versuche, sie neu zu binden. Auf seinem Rock hängen noch bunte Serpentinenspäden. Vor dem Bett dreht er immer mit einem Ruck um. Er kann nicht hinsehen, nein, er kann das nicht mehr sehen.

„Schrecklich ist das, Herr Doktor! Schrecklich! Und warum? Also, warum?“

Dann geht er zum Bett hin.

„George, Georgie?“

Wenn er sie ruft, muß sie ja aufwachen!

„Gehn's, setzen's sich nieder, Herr Hofst. Das hat kein Wisz nicht.“

Der Arzt treibt vorsichtig die Injektionsnadel ins Fleisch, bleibt dann auf dem Bettrand sitzen, Kugelrund, mit verschwitztem Gesicht.

Er klappert seine schwere Uhr auf.

Dünn, zerfahren flattert der Puls. Seit einer Stunde zuckt er nur mehr, ist kaum zu fühlen. Er hält das Handgelenk zwischen seinen feuchten, roten Fingern, zählt mit plustierenden Lippen.

Gil starrt zum Fenster hinaus. Auf dem Meer wächst unheimlich schnell ein flimmernder Silberspiegel.

„Herr Doktor, es wird schon Tag!“

„Na, dann soll's halt Tag werden.“

Er rührt sich nicht, horcht, zählt.

Gil lehnt noch immer am Fenster, raucht eine Zigarette an der anderen an.

Da ist mir noch der junge Silbert eingefallen, — und trotzdem hab ich nichts bemerkt! Woher hat sie das Gift gehabt? Der Kerl soll sie nicht martern, wenn es ohnehin nichts mehr hilft. Wenn ich geahnt hätte, — aber ich hab doch nur gesagt: zu viel Liebe bedrückt mich. Sei gescheit, mein gutes Lämmchen. Das ist ja nicht auszudenken! Nicht aus—zu—denken! Hab ich die Schuld!? Ich? Dieser Skandal! Eine Mutter hat sie ja auch noch. Der muß ich schreiben. Was schreibt man da nur? . . . Verehrte, gnädige Frau, ich habe die traurige Pflicht — —, wenn ich jetzt nur ein

Glas Whisky haben könnte. Oder Gin. Gin ist noch besser! Die traurige Pflicht, Ihnen . . . Der Kragen drückt ihn. Als er daran herumzerzt, kommt ihm ein roter Serpentinensaden in die Hand, den knüllt er jetzt ununterbrochen zusammen. Anständig, daß sie keine Abschiedsbriefe hinterlassen hat. Aber deswegen weiß ja doch jeder . . . Wenn ich nur eine Stunde früher heimgekommen wäre! Die Zigarette hat keinen Zug. So, die nene ist weicher. Du wirst wissen, was du mir heute Nacht angetan hast! Hörst du? Nein, die hört nichts mehr. Arme Georgie! Wo kräht der Hahn? In der Villa gegenüber? Also, wo bin ich stehen geblieben — ja: wenn ich früher heimgekommen wäre! Aber es war so schön. Herrlich sind Frauen. Jede einzelne hysterisch. Aber viele Frauen — — Der Plural mach't's. Der Plural ist hinreißend. Wie der Doktor keucht! Der wird sicher bald an einem Schlaganfall sterben. Sterben — schrecklich! „No ja“, sagt er jetzt. Aber ich dreh mich nicht um. Ich kann nicht sehn, wie sie stirbt. George stirbt. George stirbt. Ich glaub es noch immer nicht. Komisch, ich kann nichts realisieren. Am Toilettetisch liegt noch ein aufgeschraubter Lippenstift — den wird sie nie mehr in der Hand halten? Also, das ist es, das muß man sich vor Augen halten: morgen hat ihn das Stubenmädchen gestohlen, oder er liegt im Mist. Aber George wird ihn nie mehr in der Hand halten. Jetzt steht der Doktor auf. Ist sie jetzt — jetzt —! Nein, er setzt sich wieder. Wenn ich jetzt in das

fremde Haus hinübergeh und dem Hahn einfach das Genick umdrehen? Aber das geht nicht. Ich muß hierbleiben. Ich muß an ihre Mutter schreiben, daß ich die traurige Pflicht habe . . . Gil wischt sich mit dem Handrücken den kalten Schweiß von der Stirn. Seine Augen sind entzündet vom Wachen, Vor-sich-hinstarren. Jetzt hält er es nicht mehr aus beim Fenster, geht zum Bett zurück. Der Arzt hebt gerade ihre Lider in die Höhe, läßt sie wieder zurückschnellen. „Herr Doktor —?“ „No, man muß halt immer hoffen, Herr Host.“ Gil starrt angestrengt auf das weiße, schlafende Gesicht. So sehen Kinder aus, die sich in den Schlaf geweint haben. So friedlich kann der Tod sein? Eine Viertelstunde später sagt er noch einmal, gequält: „Es ist aber wirklich schon Tag, Herr Doktor!“ Der fühlt seit ein paar Minuten den Puls ruhiger werden. Und jetzt geht auch ein leichtes, schnelles Zittern durch den ganzen Körper. Da steht er auf, ein müder, dicker Mann, der brav seine Pflicht getan hat. „No ja, dann is halt Tag.“ Auf Leben zeigt die Wage.

Sie waren mit einem Fisch-Dampfer die Küste hinuntergefahren, ohne Ziel und Plan. In einer

winzigen Bucht machten sie für einen Tag Station. Aber jetzt sind sie schon seit Wochen dort.

Tagsüber liegen sie im Sand, lassen sich von der glühenden Sonne braun rösten. Gil hat nichts zu arbeiten und ist mit Leidenschaft faul. Es gibt keine Fremden hier. Die Feigen wachsen einem in den Mund, kleine, blutrote Feigen, warm von der Hitze.

„George, etwas ganz Überraschendes! Das Geld ist zu Ende, denk dir nur.“

Eine Weile wundern sie sich beide: dieses schöne Traveller-Scheckbuch mit den vielen Blättern. Und noch dazu die Rente! Ist nicht alles unerhört billig? Sparen sie denn nicht wie die Krämer?

„Was machen wir jetzt, Gil?“

„Nichts. Hierbleiben. An den Verlag um Vorschuß telegraphieren. Schlimmstenfalls auf Gott vertrauen und so.“

„Ja, hierbleiben!“

George ist wieder beruhigt und läßt den weißen, brennenden Sand durch die Finger rieseln. Gil setzt sich auf, betrachtet sie und sagt dann aus einer langen Gedankenrechnung heraus:

„George, wenn du so bleibst wie jetzt die ganze Zeit — gar nicht mehr eifersüchtig! Wie hast du das fertiggebracht?“

„Alles kann man fertigbringen.“

Nach dieser kurzen, aber ernstlichen Auseinandersetzung schweigen sie wieder, liegen, ohne sich zu rühren, auf ihren bunten Bademänteln. Beide in schwarzen Trikots mit weißen Gummigürteln, beide mit

schmalen, langen Beinen — zwei Gentlemen-boys, gut erzogen und korrekt.

Eine dünne Glocke schreit zwölfmal im Dorf. Gil steht auf, schüttelt den Sand ab.

„Jetzt schnell ins Wasser!“

George hat noch immer die Arme unterm Kopf verschränkt, die Augen geschlossen. Sie ist müde von der starken Sonne. Nur von der Sonne?

Zwischen den Schultern sitzt seit Wochen ein kleiner, dumpfer Schmerz. Er quält nicht sehr, aber man kann ihn nicht zur Ruhe bringen. Mit jedem Atemzug läßt er sich hochheben, sinkt wieder zurück, drängt sich bis in den Schlaf hinein.

„Nicht krank werden,“ denkt George. „Ich hab jetzt absolut keine Zeit, um krank zu werden!“

Sie kommt mühselig auf die Beine. Gil schwimmt schon weit draußen. Sie sieht ihn kaum, so sehr blendet das grelle Licht.

„Hallo, Gil, hallo!“

Sie taucht unter den ersten Brechern durch. Ein grüner Algenfetzen klatscht ihr ins Gesicht.

„Nicht krank werden. Ich will nicht! Jetzt will ich noch nicht!“

Ruhig und gleichmäßig schneiden ihre Arme durchs Wasser.

George kann mit ihm wettlaufen, tanzen, durch Pinienvälder strolchen. Kann lachen, Unfuss schwätzen, rudern, — immer das Brennen und Ziehen zwischen den Schultern spüren, ohne daran

zu denken. George kann alles, was sie können will. Die Padrona kommt ihnen an den Strand nach, läuft, ein Kind an der Hand, das andere im Arm, daß ihr schwarzer Rock flattert.

„Due lettere!“

Die beiden sehen kaum auf, sind sehr beschäftigt: seit einer Stunde formen sie aus Sand eine Dame. Sie ist fast fertig, liegt graziös da, hat winzige, kugelige Brüste und nur ein Bein. Das zweite ist gerade im Entstehen, als die Briefe kommen.

„So zu stören!“ sagt George empört. „Sie sollten uns in Ruhe lassen.“

Sie liest, auf den Knien vor Lady liegend, dreht einen nassen Sandklumpen zwischen den Fingern.

„Hilde schreibt, ich soll sie besuchen. Sie ist bei Verwandten und langweilt sich.“

Sie knüllt den Brief zusammen und legt ihn zur Seite. Dann fängt sie eifrig an, das zweite Bein aufzubauen.

„Warum hilfst du denn nicht, Gil?“

Der schwenkt seinen Brief wie eine Signalfahne.

„Wir fahren nach Deutschland, George! Das heißt, ich fahre nach Deutschland.“

Er springt vergnügt auf, stampft, ohne es zu bemerken, über die Figur, wirft George den Brief hin:

„Ah, lies das!“

Ein Verlag fragt an, ob Host für ihn eine Buchserie von fünf Bänden übersetzen will. „ . . . wir werden das alles am besten mündlich besprechen und erwarten Ihren Besuch.“

George faltet das Papier zusammen, greift nach dem Kuvert, das im nassen Sand liegt und klebrig geworden ist. Aber sie steckt den Brief nicht hinein, sondern starrt mit gerunzelten Brauen auf die Sanddame, die unter Gils Füßen zerfallen ist. Nur der Arm ist noch übrig.

„Das ist doch herrlich, daß Hilde dich einlädt! Ich bin jetzt so short with money. Da kannst du in netter Gesellschaft abwarten, bis ich dich nachkommen lasse. Freust du dich nicht, mit Hilde zusammen zu sein?“

George gibt keine Antwort. Sie sieht noch immer auf die Sandklumpen. Alles zertritt er, stampft darüber weg. Das heißt, ich fahre fort . . . Ja, ja, schon recht. Blind über die nackte Sandfran fort, über alles Barte und Zärtliche, immer zerfahren und gedankenlos.

Einen Herzschlag lang begegnen sich ihre Augen. Zwei erstaunte, beleidigte. Die andern: kalt und wach. Dann steht George auf und zertritt den dünnen, abgewinkelten Arm.

„Was ist denn los, George?“

Sie horcht, sieht ihr eine Weile an wie einen Fremden. Dann löst sich ihr Gesicht, entspannt sich langsam. Aber in den Augen bleibt verwirrte Angst zurück.

„Ich hab dich jetzt nicht lieb gehabt. Gil, ich habe jetzt fünf Minuten lang geglaubt, ich kann dich nie wieder lieb haben!“

Er lacht.

„Fünf Minuten? Wirklich?“

George horcht in sich hinein.
„Fünf Ewigkeiten“ sagt das Herz.

„Ich bin in Geschäften vergraben, daß ich nicht atmen kann! Die Stadt ist entsetzlich, aber — ach, wir Armen. Sobald ich Vorschuß bekomme, spätestens aber wenn das Monatsgeld eintrifft, drahte ich dir das Reisegeld. Einstweilen — Geduld! Ich mußte eine Lippdame engagieren, sie ist alt, schlecht geschminkt und gräßlich. Du kannst beruhigt sein. In vier Wochen sind wir schon längst wieder beisammen . . .“

„Alle acht Tage schreibt er: in vier Wochen! Zum drittenmal schreibt er das jetzt, Hilde!“
George studiert nochmals den Brief durch, Satz für Satz, Wort um Wort.

„Wie er die Lippdame heruntermacht! Komisch. Was meinst du?“

„Ich meine, daß bei den Männern die unsympathischen Eigenschaften überwiegend sind. Wie lang wird er dich noch hier sitzen lassen?“

„Hat deine Tante schon —?“

„Aber nein! Die ist entzückt von dir. George hat gesagt, George will, George meint . . .“ Weißt du, was sie vorhat, George?“

Hilde streckt sich und verkündet schallend:

„Mit dem Bubi will sie dich verheiraten! Du, hör auf zu lachen! Hast du nicht bemerkt, daß Bubi . . . Also, gefällt er dir oder gefällt er dir nicht?“

George zählt an den Fingern auf:

„Er ist dein Vetter. Er hat herrliche Anzüge. Irene Hundeaugen. Eine Advokatenvkanzlei. Wahrscheinlich auch ein Bankkonto mit einer schönen, runden Ziffer. Hilde, es ist nichts gegen ihn einzuwenden.“

„Also?“

„Nein.“

Hilde trommelt an die Fensterscheibe.

„Da will man dich in ein behagliches, vergnügtes Leben hineinsetzen, — und du sagst nein. Sagst einfach: nein! George!“

„Ja?“

„Wie stellst du dir das eigentlich vor mit Gil? Ewig? Ja? In zehn Jahren ist er vierundfünfzig. Er wird drei graue Haare mehr haben und zwei Zähne weniger. Aber er wird noch immer von jeder Frau entzückt sein. Und die Frauen werden noch immer in ihn verliebt sein. In seine langen Beine. In seine schönen Krawatten. In seine Tausendundeineacht-Geschichten. Und du? Du bist in zehn Jahren neunundzwanzig. Verstehst du das? Das ist eine Addition, George!“

„Ich hab nie addieren können, Hilde.“

„Nie addieren, nie — ach Unsinn.“

Hilde ist verzweifelt.

„Zwei plus zwei ist vier, drei plus drei ist sechs, — ich bitte dich, lern das auswendig! Lern es, oder er frißt dich auf!“

George schüttelt den Kopf und sagt sehr ernst:

„Du verstehst das nicht. Ich kann doch nichts dafür. Ich hab ihn mir nicht ausgesucht!“

„Ah! Wirklich? Das hab ich mir schon lang gedacht, daß du ihn dir nicht ausgesucht hast!“

Düsteres Grollen. Dann:

„Wenn du nicht mehr loskannst von ihm, — warum hockst du noch immer hier?“

„Was soll ich denn machen?“

„Zu ihm fahren! Tippdame an die Luft setzen! Sturmangriff!“

Hilde läßt, wieder gut gelaunt, ihre weißen Zähne blitzen.

„Das geht nicht. Er hat es ausdrücklich verboten. Und wenn ich trotzdem . . .“

Hilde beginnt ermutigend zu singen:

„Wenn i Komm, wenn i Komm,
wenn i wieder-wiederkomm,
wiee-der-wiee-derkomm . . .“,

dann bricht sie ab, gähnt.

Schweigen.

„Wenn ich trotzdem —!“ sagt dann George zum zweitenmal. Sie springt auf, streicht sich das Haar zurück. „Aber ich hab kein Reisegeld! Hilde, das Geld spielt eine wichtige Rolle im Leben der Völker, die sich bis ins Einzelindividuum erstreckt.“

„Ich hab auch keins. Lante hat sicher auch keins. Man muß bei Bubi pumpen.“

„Bei Bubi?“

„Ich weiß sonst niemand. Bis ich an Papa schreibe, Antwort bekomme, — das dauert zu lang. Sorg dich nicht, dem Bubi lüg ich was Großartiges vor. Du hast einen Wechsel unterschrieben? Der Dankel der Cousine deiner Großtante liegt im

Sterben? Du willst ein Heim für rachitische Kinder gründen? Ja, wie wär das?“

„Nein. Ich lüg nie. Ich — ich gehe selbst zu Bubi. Gleich jetzt geh ich und werde ihm einfach sagen, warum ich fahren muß. Schau mich doch nicht so an! Da gibt es doch nichts anderes: ich muß ihn bitten und alles erzählen.“

„George, du machst es einem schwer! Dir kann man nicht mehr helfen, nicht mit Feuer und nicht mit Wasser, oder wie das Sprüchel heißt.“

„Wenn du mehr Latein gelernt hättest, würdest du jetzt auch mehr hoffen“, sagt George belehrend. „Was Feuer und Wasser nicht heilt, heilt die Erde.“

„Also —“, fängt Hilde an und bringt den Satz nicht zu Ende, weil ihr plötzlich kleine Sandsplitter in der Kehle sitzen, die sie erst hinunterwürgen muß.

Mein Gott, ist denn das Leben wirklich so ernst und drohend? Nie hab ich's geglaubt, nie, nie, — und da steht jetzt ein Schicksal, und . . .

„Wir sind doch noch gar nicht erwachsen!“ denkt Hilde. Sie preßt die Lippen zusammen und mißtraut der ewigen Gerechtigkeit. Alles ist falsch, was sie einem gepredigt haben, die Eltern und Lehrer und Gouvernanten. Nichts gilt, was man sich herangeslesen hat aus Romanen und schönen Gedichten.

„Ich kenn mich nicht aus, George!“ Hilde reicht George die braune, harte Tasse und schnaubt: „Wahrscheinlich kennt sich überhaupt niemand aus.“

Mach', was du willst. Aber komm wieder, hörst du! Bitte, die Menschen sind alle vergeßlich und gemein . . . aber du, George, nicht wahr, du wirst wiederkommen, und du wirst an uns denken . . ."

Die Lokomotive kenchet und frist sich ihren Weg durch die Nacht. Grane Rauchfegen ziehen durchs Dunkel. Manchmal zuckt Licht auf: ein Wärterhans. Eine Telegraphenstation. Und schon vorbei, vorüber, ins Nichts zurückgefallen.

Ein Wald wächst empor, versinkt; ist bei der nächsten Kurve wieder da, groß geworden, teilt sich, wird zu einzelnen Bäumen. Aeste schwanken, ein paar Minuten lang streicht Lannenattem durchs Abteil. Dann ist der Wald irgendwo an der Strecke zurückgeblieben, ein dünner Strich am Horizont. Die Ebene ist wieder da, endlos ausgebreitet.

Hecken fliegen vorüber. Zwischen Telegraphenstangen schaukelt der Mond. Die Lokomotive heult und spuckt glühenden Regen. Die Achsen dröhnen durch einen Tunnel.

Der Nord-Expreß! Ich bin der Nord-Expreß! Grüne Lichter schnellen vorbei. Licht. Dunkel. Licht. Dunkel.

Ich bin der Nord-Expreß! Der Nord-Expreß! Häuser tauchen auf, schwarz geballte Klumpen. Der Zug donnert über eine Brücke. Station.

"Zeitungen! Zigaretten!"

"Brötchen, Kaffee, Bi-i-er!"

"Schreib bald, Papa . . ."

Eine Pfeife schrillt.

"Und du, Papa . . ."

Die Lären schlagen zu, Laternen flackern. Weiter, weiter, weiter in die Nacht hinein.

George sieht immer wieder auf die Uhr:

Noch eineinhalb Stunden. Noch eine Stunde.

Ob er das Telegramm schon hat? Im Nebenabteil schnarcht jemand.

Bäume. Telegraphenstangen. Wärterhans. Rauch.

Weiter, weiter, weiter. Noch dreiviertel Stunden.

Auf der Landstraße zottelt ein Fuhrwerk.

"Fahrkarten, bittäh!"

Was wird er sagen, wenn sie kommt?

Sie kramt den Spiegel aus der Tasche hervor, malt vorsichtig die Lippen. Kirschrot brennt der Mund in dem brannen Gesicht.

Wo ist die Puderdose? Wo — ach so, da ist sie schon. Paßt mir der neue Hnt? Ja, er paßt mir. Das Parfüm ist herrlich. Leichtsinzig bin ich. Ob er das Telegramm schon hat?

Lieber Gott, laß es verlorengehn! Lieber Gott, ich will auch gleich wieder zurückfahren! Ich hab zu viel Rot auf den Lippen. Wie die Uhr rast! In einer Viertelstunde . . . Ich hab Angst! Ich hab solche Angst! Zwischen Herz und Magen dort irgendwo sitzt die Angst. Und die Seele? Wo — ich bin ganz taub von dem Rattern . . .

George hält den Spiegel zwischen den schmalen grauen Handschuh-Händen und sieht sorgenvoll hinein. Der Metallrand glitzert im Licht. Ueber dem Glas liegt feiner Puderstaub.

Wird er auf dem Bahnhof sein? Ich bin so müde . . . Heute abend gibt es sicher schrecklich viel Zanf und Aufruhr, — aber ich bin trotzdem müde. Ich soll die Tippdame hinauswerfen, hat Hilde gesagt. Bubi hätte mir lieber nicht das Geld geben sollen. Jetzt sitzen sie alle im Salon und trinken schwarzen Kaffee. Warum ist Bubi so verlegen geworden, als ich ihn geküßt hab? Das war ohnehin sehr schäbig. Wenn ich ein ordentliches, braves Mädchen wäre, hätte ich — nein, ich konnt' eben nicht! Armer Bubi. Was ich für Augen hab, — komisch, ich hab noch nie in meine Augen gesehn. Grane Augen hab ich . . . Jetzt seh ich mir bis ins Herz. Ich seh mir bis ins Herz und sage „George? George?“ Ich kann gar nicht sprechen. Der Rauch tut mir in der Brust weh. Nein, in den Schultern tut es weh. Wo ist der Gepäckschein, der Paß? Alles in Ordnung. Wie weh mir der Rauch tut! Das sind jetzt schon die Vororte. Ich hab sicher Fieber. Soll ich nicht doch zum Doktor gehn? Ich will nicht wissen, daß ich krank bin! Ich will gesund sein. Noch fünf Minuten! Hilde ist schuld an allem! Hilde hat gesagt, ich muß ihm nachfahren . . . Am Horizont dampft brandiges Rot.

Die Stadt, der Bahnhof.

„Träger! Träger!“

George lehnt aufgeregt am Abteilfenster.

„Träger!“

Ich hätte nicht fahren sollen! — „Ja, diese beiden

Taschen und der Koffer.“ Was soll ich machen? Jetzt bin ich da, jetzt laß ich ihn nicht mehr los . . . Wo ist er denn? Wo? Wo?

Der Träger macht einen Buckel wie ein Kater. Nummer vierzehn hat er. Nicht vergessen: vierzehn, vier . . . ich laß ihn eben nicht mehr los! Ich bin ein Desperado . . . Wo hab ich das Wort her? Wie sich die zwei da küssen, ach, ach. „Pardon!“

George treibt in dem Menschenswall zum Ausgang. Wo?

Er steht vor der Perronsperre. Zeitungen unterm Arm. Das Monokel glitzert.

„Gil?“

Ist er das wirklich? So sieht er aus? Fremd ist das Gesicht, fremd, fremd.

„Oh! Gil!“

„Ja, ja.“

„Ich hab dich beinah nicht erkannt! Keinen Kuß? Wo ist denn der Träger hin? Hast du das Telegramm bekommen?“

Kirschrot lächelt der Mund in dem brannen Gesicht. George hat die eine Hand zur Faust verkrampft.

Ich laß ihn nicht mehr los! Jetzt laß ich ihn nie mehr los . . .

Zwölftes Kapitel

Gil ist noch immer ohne Geld, denn der Verlag will erst bei der Ablieferung der Uebersetzung zahlen. Man muß Schulden machen, kleine Wechsel unterschreiben, wenn man sein bißchen tägliches Brot mit Abdallah-Zigaretten haben will.

Die Hotel-Zeit ist zu Ende, und Gil hat eine Wohnung gemietet. Die roten Teppichläufer mit blanken Messingstangen, die farbigen Glasfenster und Spiegel gehen nur bis zur zweiten Etage. Dann kommt eine knarrende, ausgetretene Holztreppe mit abgeschabtem braunen Lack.

Die Wohnung riecht nach Menschen, die früher hier gelebt haben. Verdorrte Blumenstöcke stehen auf den Fenstern, im Schlafzimmer baumelt eine riesige rote Ampel.

„Orgienbeleuchtung!“ sagt Gil. „Scheußlich ist diese Wohnung!“

Jeden Tag staunt er nen: über die Gips-Venus am Klavier, über die gesprungenen Teeschalen und regenbogenfarbigen Divankissen. Ueber die Bedienerin, die er das Artillerie-Regiment getauft hat.

Das Artillerie-Regiment tobt mit dicken Schenkeln und würdigen Hängebrüsten durch die Zimmer, spricht gewaltig und dröhnend.

„Leise, leise, Fran Kaspar! Herr Host ist schrecklich, wenn man ihn aufweckt.“

„Ja, ich weiß schon, Frailein. Der Meinige ist auch so!“

Die Kaspar greift an den Hinterkopf und steckt den Popf fester.

„Also, was der Meinige ist, Frailein, der . . .“ Sie erzählt stundenlang.

„Fran Kaspar, das Geschirr . . .“

„Gleich, Frailein! Und da bringt er mir abends das Mensch mit! Entschuldigen Sie bittschön, aber das war halt nur ein Mensch. Geh, hol uns Bier! sagt er. Damals war ich im Sechsten mit'n Franzl. Also, ich sag nig, hol das Bier . . .“

George geht verzweifelt zur Schreibmaschine, klappt den Deckel hoch und wühlt in den Skripten.

„Gestern warn's im Kino, Frailein?“

„Ja.“

„Der gnä' Herr aber war z'hans?“

„Ja, ja.“

Mitgefühl in brannen Basedom-Augen wackelt das Regiment trenherzig an den Schreibtisch.

„Ein paar Handschuh, bittschön, die hab ich halt so gefunden unterm Divan.“

George wird rot, greift nach den Handschuhen.

„Oh, danke. Ich hab sie schon gesucht.“

Raum ist die Bedienerin draußen, wirft sie die Handschuhe in die Ecke. Fort! Weg damit! Aber

an ihren Fingern ist ein fremdes, fades Parfüm zurückgeblieben. Deshalb hat er sie weggeschickt! „George, du sollst nicht immer in der Wohnung hocken! Tippen, Lunch-Kochen, Oberkommando über das Regiment, — das geht nicht mehr so weiter. Ganz grün siehst du aus. Du mußt dir die Lieblichkeit deiner Jugend erhalten! Jetzt marschierst du zu Fuß ins Kino, zu Fuß zurück. Luft, mein Herz, du mußt mehr in die frische Luft!“ George geht langsam, Schritt für Schritt in die Zimmerecke. Sie hebt die Handschuhe auf, dreht sie hin und her. Große Hände. Schlechtes Parfüm. Wer war das? Sie reißt die Ofentür auf, wirft den Lederknäuel hinein. So! Wenn man nur alle Frauen mitverbrennen könnte, alle Frauen der ganzen Welt!

Die Handschuhe werden eine rotglühende Kugel, die langsam zerfällt. Die Holzscheite knacken und knistern. George kniet vor dem Ofen und sieht in die Loh.

„Das war keine Heldentat! Ich glaube, ich bin eifersüchtig. Ich hab noch immer ein enges Herz . . .“

Als Gil zum Frühstück kommt, ist sie ruhig, blank und frisch geschminkt, schenkt ihm Kaffee ein.

„Wollen wir nicht das Regiment kündigen, Gil? Es schwächt zu viel.“

Er beißt hungrig in die Semmel und bestreicht die zweite mit Butter und Jam.

„Du faßt wieder Entschlüsse, George? Im zwanzigsten Jahrhundert geschehen noch Wunder?“

Den Zucker, bitte! Das kommt vom gestrigen Spaziergang.“

George nickt ihm strahlend zu.

„Ja, das kommt von meinem Spaziergang.“

Sie lacht, aber plötzlich legt sie den Kopf auf die Tischkante, zwischen Tassen, Brötchen, Gläsern, und weint. Er springt auf, faßt sie an den Schultern.

„Was ist denn passiert? George?“

„N-n-nichts.“

„Um nichts weint man doch nicht in aller Früh. Das macht man doch nur abends oder zum Tee . . . Aber schon beim Frühstück?“

Er hebt ihr Gesicht hoch, streichelt es.

„Wer hat dir etwas getan? So sag doch! Wer denn?“

George sieht mit nassen, blinden Augen zu ihm hinauf.

„Ich bin nur nervös, Gil, so — so schrecklich nervös eben.“

Gil geht kopfschüttelnd wieder zu seinem Platz zurück. Aber plötzlich wirft er die Semmel auf den Teller, schiebt mit einem Ruck die Tasse fort.

„Schon satt?“

„Ja.“

Er saugt an seiner Zigarette und ist rot vor Zorn. —

„Ich weiß nicht, wann ich heimkomme“, sagt er beim Weggehen. „Ich muß mich von dieser möblierten Luft erholen! Uebrigens bin ich auch nervös!“

George liegt unter der giftroten Lampe, die Uhr auf der Bettdecke und wartet. Zwölf. Eins. Geht jemand über die Treppe? Nein, das ist ein Stockwerk tiefer.

Halbzwei. Zwei. Der Aufzug surrt. Er? Sie horcht. Wieder nichts.

In den Möbeln knackt es, der Wind rüttelt an den Fenstern.

Sie zittert vor Angst, verkriecht sich unter die Decke. Er soll heimkommen, heimkommen soll er! Gespenster schlürfen über den Korridor. Mörder gloßen aus den Tapetenblumen.

Im Speisezimmer fällt etwas krachend hinunter. George springt aus dem Bett, klammert sich an die Türklinke. Aber sie hat nicht den Mut, nachzusehen.

Der Ofen brennt nicht mehr. Sie friert und hustet. Blasse Flecken bleiben im Taschentuch. George starrt sie mit entsetzten Augen an. Was — was —?

„Nein!“

Von weit her hört sie ihre eigene Stimme, diesen kleinen, entsetzten Vogelschrei, dann preßt sie die geballte Faust vor den Mund. Sie versucht, sich an die Tür zu lehnen, aber die Knie zittern, sie gleitet ab und rutscht langsam zu Boden.

Sie lächelt mit steifem Gesicht vor sich hin.

„Das Morphium damals war also ganz unnötig,“ sagt George zu sich und läßt den Kopf auf die Schulter fallen. Viertelstunde um Viertelstunde sitzt sie so, stolpert endlich ganz erstarrt ins

Bett zurück. Wo bleibt er? Das Morphium war absolut unnötig. Oh, wie jetzt alles einfach ist . . . JE SUIS PRESSÉE hat auf dem Zettel über meinem Bett gestanden! Damals hätte ich nie gedacht, daß . . . Mit wem ist er jetzt zusammen? . . .

Vor den Fenstern steht grau und neblig der Morgen. Um fünf Uhr kommt Gil heim.

Er hat Freunde getroffen, mit ihnen getrunken, hat in der Bar mit vergnügten Frauen getanzt. Eine Fremde war dabei: weißblondes Haar, weißleuchtende Schultern, weiße Abendtoilette.

„Ich sah den Glanz des Mondlichts,
in der Bucht von Ho-no-lu-lu . . .“

singt Gil falsch und geduldig, als er die Treppen hinaufgeht.

Eine Weile denkt er angestrengt nach, was George für Kleider trägt. Blaue? Grüne? Oder vielleicht auch weiße? Aber ihm fällt nur ihr grauer Reisemantel ein.

„Süß war der Glanz des Mondlichts,
in der Bucht von Ho-no-lu-lu . . .“

singt Gil herausfordernd.

Schön war es nicht, daß er George allein gelassen hat. Aber es war eine notwendige Operation. Man müßte sie sogar von Zeit zu Zeit wiederholen. Sonst bekommt das arme Mädchen George ein falsches Weltbild und verkennt die Situation . . . Traurig genug, daß man bereits so feig ist, sie mit Ausreden fortzuschicken, wenn man ein anderes kleines Mädchen zum Tee einladen will. Egal!

Heute Abend war er vergnügt, und sie hat allein in diesem Gefängnis gehockt und sich wahrscheinlich zum Dinner Tee gekocht, — Tee mit Cognak und Tränen, und ist ins Bett gekrochen.

„ . . . den Glanz des Mondlichts,
in der Bucht von Ho-no-lu-lu . . . “

Wenn wieder Geld da ist, kaufe ich ihr — ein Kleid? — Nein, etwas ganz Ueberflüssiges, irgendetwas Sinnloses und Schönes. Einen Hund zum Beispiel? Oder Parfüm? Oder — mir wird schon noch etwas Hübsches einfallen.

Nützt nichts. Nützt nichts! Einmal kommt doch das Unglück! Meinen Revolver hab ich eingesperrt. Aber Mädchen, die sich vergiften, die finden auch Schreibtischschlüssel? Oh nein, den findet sie nie. Der Revolver ist in der Schreibtischlade, der Schlüssel dazu im Bücherkasten, hinter dem ‚Jean Christophe‘, und . . .

Auf einmal fühlt er, daß etwas geschehen sein muß, etwas Schreckliches, rast in wilden Sprüngen die letzten Stufen hinanf.

Erschossen! Nein, sie schläft. Tot! Sie liegt schon seit zehn im Bett und träumt. Verblutet!

Er kann kaum aufsperrn. Aus dem Schlafzimmer schimmert rotes Licht.

Sie hat sich nicht erschossen! Aber sie schläft auch nicht! Sie wartet, daß er heimkommt. Oh, diese Wohnung, oh, dieses „verheiratet“ spielen!

Gereizt, mit bligendem Monokel, läuft er ins Schlafzimmer.

Aber George schläft. Sie hat die Hände flach ausgestreckt, und ihr Gesicht ist ernst und erstaunt.

Gil hat sich aufgerafft, energisch zu arbeiten. Tage, halbe Nächte am Schreibtisch. Die Ueber-
setzung muß endlich fertig werden.

„Vielleicht können wir in vierzehn Tagen weg-
fahren. Ins Engadin, oder nach Spanien, —
nein, dort ist es jetzt nicht schön. Irgendwohin —
nur fort aus dieser Stadt.“

Er studiert Landkarten und Hotel-Prospekte wie ein anderer Romane liest. Er ist sehr beschäftigt. George bewacht die letzte Banknote, legt die un-
bezahlten Rechnungen in den Schreibtisch und
balanciert kühn auf kleinen Geldstücken den
Haushalt.

Immer klappert die Schreibmaschine.

Sie hat jetzt wenig Zeit zum Fragen, Nachdenken.
Wozu auch fragen? Ach, jetzt weiß man alles,
und es kann nichts Schlimmes mehr geschehen.
Wer laues Blut auf den Lippen gespürt hat,
spürt auch den Geschmack des Lebens lauer.
Man wird klüger, man wird ruhiger, man lernt
verstehen.

George steht beim Fenster, die Stirn an die
Scheibe gelehnt und sieht dem wässerigen Schne-
treiben zu. Morgen muß der Kohlenmann be-
sänftigt werden. Dreißig Seiten müssen getippt
werden. Ein rührender Hilfe-Brief mit vielen
Fragen muß beantwortet werden. Was soll man
schreiben . . .

„Natürlich bin ich noch immer bei Gil. Ja, es hat sich viel geändert. Liebe Hilde, ich reiche jungen Damen die Teetassen und weiß, daß sie die Geliebten meines Geliebten sind . . . Ich hab' mich damit abgefunden, und du sollst Gil keineswegs böse sein, nein, — er ist eben so arm, daß er mir nichts zu geben hat als Unglück . . .“

Das Licht der Bogenlampen kommt durchs Fenster und zeichnet blanke Flecken in das dunkle Zimmer.

„Ich glaube, ich fange erst jetzt an, ihn wirklich zu lieben. Zuerst habe ich eine falsche Vorstellung von Liebe gehabt.“

George malt mit dem Zeigefinger sinnlose Buchstaben auf das behauchte Glas.

„Jetzt lerne ich mit jedem Tag mehr lieben. Und ob der andere wiederliebt, ist ganz unwichtig. Liebe Hilde, der andere ist immer blind und taub. Gil zum Beispiel verspeist einen zum Frühstück und erklärt: wenn dir je ein Mensch wehtun sollte, dann . . .! Und so spricht man seine Monologe weiter und spielt sein Spiel, zu dem man keinen Partner hat. Aber was macht das alles, wenn man nur liebt und wenn man versucht, gut zu sein . . .“

Sie tappt zum Divan, streckt sich hin. Der weißgedeckte Tisch schimmert matt aus der Ecke. Unter, runder Tisch — war doch so etwas ähnliches wie eigenes Heim. Noch ein paar Tage, dann fängt das Hotel-Leben wieder an. Die Arme unterm Kopf verschränkt, starrt George ins Dunkel und denkt:

„Ich müßte doch an Hilde schreiben. Aber sich

wirklich hinsetzen, mit Feder, Lupe . . . wer bringt diese Energie auf? Immer bin ich müde, ja, das Fieber macht mich müde. Liebe Hilde, ich bin krank. Verstehst du jetzt, warum ich auf einmal so viel weiß? Das von der Liebe, und daß man gut sein soll . . . Glaubst du, daß François mit mir zufrieden ist? Wird er sagen ‚du bist mein Kind‘? François war groß — und ich, die nichts als gut werden will, darf mich nicht mit ihm vergleichen. Aber vielleicht sind groß und gut zwei Linien, zwei Parallele, und in der Unendlichkeit werden sie sich berühren . . .“

Sie reisen, sind immer dort, wo es schön und angenehm zu leben ist. Die Kurorte sind wie bunte Plakate. Es ist immer dieselbe Hall, in der man um fünf Uhr Tee trinkt und tanzt.

Manchmal fahren sie in Luxuszügen. Manchmal können sie die Rechnungen nicht bezahlen. Dann gibt man dem Portier ein Duzend Telegramme zu expedieren. Schließlich kommt doch immer wieder von irgendwoher Geld. „Man muß nur auf Gott vertrauen und so,“ erklärt Gil.

Einen Frühling lang in Spanien. Dann an die italienische Küste. Im Herbst Paris. Wird Gil noch immer nicht älter? Schmalshulterig, ein Grand-Seigneur mit nachlässigem Gehaben, zufrieden mit sich, treibt er durch Städte und Menschen. Neue Runzeln, noch mehr graue Fäden im Haar — nein, es verändert ihn nicht.

Aber vielleicht war er auch niemals jünger? Vielleicht ist das sein ganzes Geheimnis?

George hat die Sprachen der großen Hotels gelernt. Sie hat die Namen vieler Mädchen gelernt. Jaqueline, Inez, Ghitta — die tauchen auf, verschwinden, wenn man weiterreist, — dann kommen wieder neue Namen.

Gil erklärt begeistert:

„Mit dir kann man sprechen wie mit einem denkenden Wesen! Du bist die einzige, die alles von mir weiß.“

„Liebe George,“ sagt er manchmal und lehnt den Kopf an ihre Schulter. „Liebe George . . .“
Davon lebt sie.

Dreizehntes Kapitel

Als George das dritte Jahr mit Gil zusammen ist, taucht Hedwig Kirchner auf. Ihr Gesicht ist großflächig, ungeschminkt, Mund und Augen sehr ruhig, aber versengt vom einunddreißigsten Jahr. Sie spricht leise und schleppend, so daß die gleichgültigsten Worte wichtig klingen.

Sie ist reich.

„Ein armes Tier,“ sagt Gil in den ersten Tagen. „Zuerst von Gouvernanten gedrickt, dann von Familie und Gesellschafterin bewacht. Sie hat mir erzählt, daß ihre Eltern bei einem Autounfall umgekommen sind. Aber ihr ist nichts passiert. Denk dir, nur diese winzige Narbe auf der Wange, — man sieht es kaum, nicht wahr? Ich muß ein bißchen gut mit ihr sein, solange wir noch hier sind.“ Aber dann geschieht das Merkwürdige, daß Hedwig Kirchner dieses bißchen Gutsein faust ablehnt. „N—nein. Nicht so . . .“

„Sie haben großen Eindruck auf mich gemacht, lieber Host. Aber das — nicht. N—nein.“

Ja, was denn?

„Ich habe immer geglaubt, wenn man eine Frau lieb hat, heiratet man sie . . . Noch ein Stück

Zucker in den Tee? Darf ich Ihnen den Toast streichen? Ja, — haben Sie nicht daran gedacht, — zu heiraten?"

Die kleine Narbe auf der Wange glüht dunkelrot.

"Ich will nicht mehr allein sein. Aber ich will keinen Buben heiraten. Auch keinen Mann, der immer rechnet. Ich kann — selber rechnen. Ich hab mir sogar ausgerechnet, daß ich gerade reich genug bin, um einem Mann einen Heiratsantrag machen zu dürfen. Ein paar Tausend weniger — und es wäre frech. Ein paar Tausend mehr — und es wäre frivol. Lieber Host, glauben Sie mir: ich war nie frivol . . ."

Sie liegen nebeneinander auf demselben Kissen, als er es George erzählt.

"Komisch, Georgie, nicht? Bin ich denn ein Lustknabe, ich mit meinen sechsundvierzig Jahren und einer scheußlichen Operationsnarbe? Also gut, von der Narbe weiß sie nichts. Aber meine grauen Haare muß sie doch gesehen haben? Sicher hundert und noch mehr."

"Nein, Gil, höchstens vierzig."

"Vergelt's Gott, du bist die leidhaftige Blinde Liebe. Bitte, küß mich! Warum auf die Stirn? . . . Ja, was sie noch gesagt hat: ich bin nicht hübsch, lieber Host. Dieses blonde Mädchen, das Sie bei sich haben, ist hübsch. Ist — jung. Ich bin nicht mehr sehr jung. Aber ich bin Ihre Chance . . ."

George streichelt ihn.

"Guter Gil!"

"Warum denn?"

"Weil du keine Geheimnisse vor mir hast."

"Ach, das wäre unbequem, Georgie! Und warum Geheimnisse? Ich bin ja mein eigener Herr, ich kann machen, was ich für gut finde . . ."

Sie rauchen, sehen aneinander vorbei.

"Ich glaub dir deine Ruhe nicht!" denkt Gil.

"Sie hat recht!" denkt George. "Sie ist seine Chance . . ."

In den nächsten Wochen hat er doch Geheimnisse vor ihr. Sie beobachtet ihn mit den wachen Augen eines Kindes, das durch Krankheit altklug geworden ist.

Und in einer langen, schlaflosen Nacht schmiedet sie Gils Schicksal zurecht. Er braucht Ruhe, er darf nicht mehr so weiterleben, in Hotels, Pensionen, ohne zu wissen, woher das Geld für die Rechnungen kommen wird.

Er muß endlich einmal alle seine Bücher in einem Zimmer aufstellen können, denkt George. Er muß ein Haus haben, in das er zurückkommen kann von seinen Reisen. Sie liebt ihn nicht sehr. Sie wird ihn nicht quälen. Wenn ich mich mit Helene versöhnt hätte, wäre ich auch reich. Dann könnte er in meinem Haus wohnen. Wär ich nicht schön gewesen mit einer Perlenkette? . . .

George sitzt im Bett, den Kopf auf die hochgezogenen Knie gelegt.

In meinem Haus hätte er nie gewohnt! Ich hab ihn zu lieb. Davor hat er Angst . . .

Die Liebe macht doch, daß man den Weg zu sich selbst findet? Bei mir war es so, daß ich von mir fortgelaufen bin, alles im Stich gelassen habe. Von mir fortgelaufen und zu ihm hin: da bin ich! . . . Armer Gil, was hätte er mit mir anfangen sollen?

„Hab ich ihn genug geliebt, dieses letzte Jahr? Hab ich alles getan, was ein Mensch für einen andern tun kann?“ fragt George und horcht ins Dunkel, ob keine Antwort kommt.

Was kann ich noch für dich tun, Gil?

„Aus dem Weg gehn,“ sagt George und läßt sich auf das Kissen zurückfallen.

Sie denkt nach, wie sie es anfangen soll.

Gingestehen, daß ich krank bin? „Lieber Gil, du mußt wissen, ich bin sehr krank . . .“ Nein, er soll mich gesund und vergnügt in der Erinnerung behalten. In einen andern verliebt — —? Das glaubt er nicht. So schwer ist alles! Jetzt sind es drei Jahre, drei Jahre! Wenn ich nochmals von neuem anfangen könnte —? Wenn ich nochmals von neuem anfangen könnte, würde ich alles noch einmal tun. Auch das Fortgehn. Fortgehen und sagen: Danke für alles! Du bist gut! Du bist lieb! Du hast mich immer glücklich gemacht . . .

„Ich muß geschickt sein,“ hämmert sie ihrem Hirn ein. „Er darf nichts merken. Er muß immer glauben dürfen, daß ich froh und zufrieden bin!“ Erst als graues Licht durch die Scheiben bricht, schläft sie ein.

„Bauer c 3 auf c 3“, träumt George. „Er hat

sicher wieder Fieber. Ich geh nicht auf die Terrasse! . . .

Der Turm, Herr Host! Breit aus die Flügel beide, o Jesus, meine Freude . . . Ja, ich bin lieber hier . . . O Jesus, Jesus! Lieber hier . . .? Gardez! Schach! Matt!“

Dann kommt der Abend, dieser maßkalte, frühe Februarabend, an dem sie beide vor dem Ofen sitzen, jeder die brennende Zigarette in der Hand.

„Gil, ich werde heimfahren.“

Bevor er antworten kann, spricht sie weiter.

„Ich muß wieder einmal zu Mama. Sie schreibt so traurige Briefe. Ich war doch kein einziges Mal daheim. Ich hab jetzt Heimweh, — ja, sicher hab ich Heimweh.“

Gil klopft grübelnd die Asche von seiner Zigarette ab und fragt:

„Wann kommst du denn wieder, Georgie?“

„Das weiß ich noch nicht genau. Bald, natürlich sehr bald!“

Sie schnurrt die Worte ab wie eine Grammophonplatte und denkt nur: ich muß lächeln! Ich muß vergnügt sein! Ich werde aufstehen und die Bonbonnière holen! Wenn ich kandierte Kirschen esse, wird er sicher beruhigt sein!“ Sie geht durchs Zimmer, kommt mit der runden Holzschachtel wieder zurück.

„Willst du auch, Gil?“

Sie hält ihm auf der kleinen Metallgabel eine dicke, zuckerglänzende Kirsche hin.

„Nein, danke — ich . . .“

Er beugt sich vor, zieht sie mit dem Sessel näher.

„Du willst fort?“

„Was hast du denn nur, Gil? Ich will meine Mutter besuchen, das ist alles.“

Er steht auf, geht ein paar mal mit großen Schritten durchs Zimmer, läßt sich wieder in den Sessel fallen.

„Komm doch zu mir, George.“

Sie klappt gehorsam die Schachtel zu, stellt sie weg und macht die zwei Schritte zu ihm hin. In dem schwarzen Kleidchen, das die Knie nur halb bedeckt, sieht sie wie ein Schulmädchen aus.

Er nimmt sie auf den Schoß, legt den Arm um ihre Schulter.

„Georgie, du hast dir eine Menge Dummheiten ausgedacht. Ich weiß auch warum . . . weil du glaubst, daß ich . . . Selbst, wenn ich Heddy heiraten sollte, — das ändert nichts, George. Deswegen bleibst du doch bei mir, oder — wir werden eine Basis finden, auf der . . .“

George wiederholt automatisch, was sie schon seit Tagen sagt:

„Heddy ist sehr sympathisch! Heddy ist sehr charmant! Es wäre gut für dich, Gil.“

„Ja, ja — vielleicht. Aber du?“

„Ich?“ George horcht in sich hinein, ob keine Antwort kommt auf dies „Ich!“, das einmal rauschender Fanfarenklang war, verzücktes Gebet. Dann plappert sie mit bemalten Lippen weiter:

„Mama wird zum Plafond springen vor Freude! Das wird nicht sehr hübsch aussehen, aber gut ge-

meint sein. Und ich komme wieder, Gil, ich komme wieder! Man wird eine Basis finden, auf der . . .“

„Wann willst du denn fahren?“

„Bald! Ja, bitte, bald? Ich hab schon Reise-
fieber.“

Er nimmt ihr Gesicht zwischen seine Hände, sieht ihr in die Augen. Sie gibt den Blick zurück, klar und ruhig spielt sich sein Bild in ihren Pupillen.

„So gut Theater spielen kann sie nicht!“ denkt Gil erleichtert.

Jetzt glaubt er wirklich an die Sehnsucht nach daheim, ist befreit und vergnügt.

Natürlich soll sie heimfahren! Wenn sie wieder zurückkommen will, kann man vielleicht alles arrangieren. Aber die Mutter läßt sie sicher nicht mehr weg! Nein, die Mutter wird ihr Kind nicht so leicht wieder hergeben. Und ich kann ihr Geld schicken, sie wird ins Theater gehn, tanzen. Sie wird Anbeter haben, den Nettesten heiraten! Natürlich, natürlich, so wird es werden! Alles wird gut und leicht werden . . .

Er wiegt sie auf den Knien, küßt sie. George hat die Augen geschlossen.

Seine Hand liegt auf meiner Schulter. So ist seine Hand . . . Jetzt schlägt die Uhr. Er küßt mich. So ist sein Mund . . . Sein Herz spür ich auch. Jetzt leg ich meine Finger auf sein Herz . . . Gil, Gil, warum liebst du mich nicht! Sie macht die Augen auf und lächelt fassungslos. Das Feuer knistert. Ein Holzsplit stürzt in gelben Funken zusammen.

„Jetzt müßte es schön sein an der Riviera, nicht wahr, Gil?“

„Willst du denn —? Du fährst doch heim?“

„Natürlich. Es ist mir nur so eingefallen.“

„Du wirst eine gute Zeit daheim haben, Georgie! Ich geb dir einen Scheck mit, — warum schaust du mich so an? Hast du schon wieder vergessen, daß ich vor vierzehn Tagen Honorar bekommen hab? Hast du noch immer nicht gemerkt, daß ich ein ungewöhnlich edler Mensch bin?“

Er strahlt über seinen Einfall, schiebt sie von den Knien fort und holt Feder und Scheckbuch. „Viel ist es nicht. Aber für ein paar Kleidchen reicht es jedenfalls. Deine alten Freunde werden dich nicht wiedererkennen!“

George hat ein steifes, leeres Gesicht, aber er bemerkt es nicht, legt ihr das glatte Papier auf den Schoß.

„Hast du nicht einmal erzählt, daß du Verwandte hast? Die wirst du ja jetzt auch wiedersehn . . .“

„Oh nein, die seh ich nicht! Will ich nicht sehn.“

„Warum nicht? Viele Kinder, nicht wahr? Arme-Leute-Parfüm?“

George sieht über Städte, Berge, Eisenbahnbrücken zu der grauen Villa zurück.

„Arme-Leute-Parfüm? Nein.“

Ihre Schultern zucken in einer hochmütigen Abwehrbewegung auf. Sie spielt mit dem Scheck, faltet ihn zu einem knittrigen Bündel zusammen.

„Du mußt dir einen großen Garten denken,“ sagt George dann ganz langsam und geht dabei über

den knirschenden Kiesweg, unter alten Bäumen.

„Eine Lindenallee . . . Ein großes Haus mit Salons, Gobelins. Viele Bilder . . .“

Und wo ist das Bild von François? Ach, wo, wo? Dunkle Goldrahmen. Ein venezianischer Spiegel strahlt Licht zurück, den Kamin, sie selbst zwischen zwei alten Hunden. Jetzt steht sie wieder am Gartengitter, sieht auf die Straße . . .

„Diener, Bibliothek, Hall . . .“

„Ja, aber —?“

„Sie haben François beleidigt.“ sagt George. „Meinen Vater haben sie beleidigt!“

Jetzt vergift sie den Scheck, diesen überflüssigen, armseligen Schmerz. Es ist das erstemal, daß sie von François erzählt.

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie wunderbar er war! Kein Kind hat einen Vater gehabt wie ich . . .“

Sie wirft den Kopf zurück. Auf ihrem fiebrigen, entzückten Gesicht trägt sie die Gloriole seiner vielen Abenteuer.

„Denk dir nur: mit siebzehn Jahren wollte er Medizin studieren und ein paar Wochen später in Brasilien Pflanze werden. Zuerst haben seine Eltern alles geglaubt. François' Klinik, François' Kaffeepflanzung, François' Advokaturkanzlei. Aber dann kam wieder etwas anderes. Immer wieder etwas Neues, das er rasend gern gespielt hat. François . . .“

Die Stimme flackert, erlischt.

George starrt unbeweglich zum Fenster und preßt die Handknöchel an den Mund.

Gil ist bedrückt von dieser jähen Stille.

Aber da wendet sich George schon zurück, mit glänzenden Augen, die sich immer mehr weiten.

„. . . und daß er dann sein ganzes Leben verspielt hat, — auch darauf bin ich stolz! Er hat es so großartig verspielt . . .“

Die Liebesgeschichte mit der Frau des Gärtners. Der Wechsel. Das graue, hochmütige Haus.

„Das versteht doch jeder, nicht wahr, Gil? Aber Helene sagte zu mir . . .“

Commis voyageur, Hunger, das Gummi-geschäft . . . heiterer, tapferer, geliebter François!

„Er wollte, daß ich fertig bringen soll, was er nicht erreicht hat. Ja, so war das alles, siehst du.“

George lehnt sich tief in den Sessel zurück, fühlt, wie es brennend über ihren Rücken hinschleicht. Abendtemperatur. Sie kann kaum atmen, die Luft ist schwer und heiß.

„Hab ich gehalten, was ich ihm versprochen habe?

Ich hab es wenigstens immer wieder versucht . . .

Das wird er einsehn, nicht wahr, Gil?

Ich werde ihm einmal sagen können: ich war dumm, ich war schwach, nichts ist aus mir geworden, — aber ich habe kein enges Herz gehabt, François! Ich bin hinansgewachsen über mein kleines Herz . . .“

Atemlos, lächelnd, jung sitzt sie vor Gil — und er weiß nicht, wie schwer es ist, ein großes Herz zu bekommen.

„François war der Klügste! François war der Beste! François hat mich so geliebt, daß ich nie mehr ganz verlassen sein kann.

Er war — — —,“ aber dann stockt sie, bringt den Satz nicht zu Ende.

Gil murmelt etwas:

„Armes Kind . . . ja . . . wie traurig.“

George schweigt, nickt zu jedem Wort, langsam und fremd.

Er versteht nicht, nein, er hat nichts verstanden! Und trotzdem Liebe und immer noch Liebe? Armer Gil, vergib mir meine Schuld: daß ich dir kein Glück und kein Kummer gewesen bin . . .

Aber was war ich dann für ihn? grübelt George.

Nur eine kleine Last, eine kleine Gewohnheit?

Oder nichts, überhaupt nichts? George, ein freundliches Nichts! Quält mich das? Nein, es ist so gleichgültig . . . Genug, daß er mein ganzes Leben ist, — alles, alles ist er für mich . . .

Sie nickt ihm zu und sagt höflich:

„Familiengeschichte! Das war für dich nicht sehr interessant.“

Und dann, nach einem kurzen Atemzug:

„Ich muß noch meine Koffer packen, Gil.“

„Das hat doch Zeit?“

George wird auf einmal unruhig und lebhaft.

„Nein, ich will morgen schon fahren. Morgen früh, Gil.“

Einen Augenblick stußt er.

„Ich freu mich ja so! Und der Scheiß — jetzt wird die Reise natürlich tausendmal schöner!“

Sie kommt zu ihm, mit brennendem Fiebergesicht, sehr vergnügt.

„Schade, daß du jetzt zum Dinner mußt, Gil.“

„Ich telephoniere natürlich ab. Den letzten Abend . . .“

„Natürlich telephonierst du nicht ab! Ich muß doch packen — wir hätten absolut keine Zeit für bittere Tränen.“

Wie sicher sie sprechen kann — und sich zu ihm beugen und lachen.

„Georgie, dir wird noch einmal die Zunge aus dem Grabe wachsen! Bitte, erinnere dich dann, daß ich es prophezeit habe.“

Er will zum Telephon, aber sie erlaubt es nicht.

„Warum? Wozu? Wir sehen uns doch morgen früh! Wir werden uns morgen früh Adieu sagen.“

Sie weiß genau, daß er morgen verschlafen wird. Er wird um drei Stunden zu spät aufwachen und ihr bedauernde Telegramme nachjagen, die sie nicht erreichen, weil sie nach dem Süden fährt. Sie kann nicht heim. Uns Meer, allein sein . . .

„Ich bin ja bald wieder bei dir, Gil! Und feierlicher Abschied liegt uns nicht.“

„Ja,“ sagt er mit schöner Aufrichtigkeit. „Du hast immer recht, mein kluges Lamm!“

Gleich wird die Tür hinter ihm ins Schloß fallen.

Noch eine Minute, eine halbe, dann wird er fortgehen, dann wird sie ohne ihn sein, im Leben und im Sterben ohne ihn . . .

George legt die Arme um seine Schultern und küßt seine Wangen, den Rockkragen, das Kinn.

Auch den Mund! Den Mund! Nur noch einmal den Mund!

Nein.

Ihre Hände gleiten von ihm ab, als hätten sie schon jedes Recht verloren, ihn zu halten. Nur die rechte Hand sucht im Vorüberstreifen noch heimlich das Schlagen seines Herzens mitzunehmen.

„Ich falle um,“ denkt George. „Ich werde im nächsten Augenblick einfach umfallen!“

Aber sie nimmt sich zusammen und sagt:

„Adieu, Gil.“

Bierzehntes Kapitel

Der Riviera-Express steht in der Halle. Die Kondukteure rufen den Namen der Station aus. Lichter, rollende Gepäckwagen, Dröhnen, Geschrei.

„Le Midi!“

„The Times!“

„Lageblatt!“

„Corriere d'Italia!“

Koffer klatschen zu Boden, die Lokomotive keucht in weißem Dampf.

George geht mit hochgezogenen Schultern hinter dem Träger her.

Vor dem Ausgang ein blau und rot leuchtendes Spalier: die Portiers der Hotels. Sie stehen wie Soldaten, rufen gedämpft den Namen ihres Hauses.

„Grand Hotel.“

„Hotel Esplanade.“

„Hotel Imperial.“

Fünfzig, sechzig Augen tapieren George. Ein grauer Cowboy-Hut, grauer Mantel, englische Schuhe. Die Koffer beklebt mit bunten Marken.

Man neigt sich respektvoll vor:

„Hotel Royal.“

„Hotel Anglais.“

„Hotel Bellevue.“

Wird das Geld für acht Tage Luxus reichen? Sicher! Und dann? Sie pfeift den Atem durch die Zähne.

„Grand Hotel!“ sagt sie dem Chauffeur.

Vor dem Hotel ist ein großer Park, Palmen und Pinien. Das Meer haucht sich wie Seide im Wind.

Abends geht George in die Bar des Hotels. Dufend, leicht geschminkt.

Man sieht sie an, sie gefällt. Eine Dame, die drolligerweise ein kleines Mädchen ist. Wahrscheinlich eines aus der großen Familie der reisenden Amerikanerinnen. Jedenfalls: das ist nichts Neues, das kennt man. Man ist beruhigt, wendet sich wieder ab.

Nur zwei beobachten George länger, mitternd und helläugig. Zwei Smokingherren spüren Alarm-signale in Hirn und Nerven: es ist etwas nicht in Ordnung! Aber was? Was?

Der eine ist Marcell, der Eintänzer. Er ist kein Herr. Er kann es sich leisten, indiscret zu sein. Er macht den ersten Angriff.

Der Nigger schlägt auf die Trommel. Sechs Saxophone beginnen schwermütig zu singen wie sechs Menschenstimmen.

Der graue Glasfußboden flammt roseurot auf, glüht in Purpur, in strahlendes Violett hinüber.

Tango.

„Where are you now, my smiling baby . . .“
Serpentinen fliegen durch die Luft, gleiten auf gepuderten Schulkern nieder, liegen bunt auf weißen Hemdbrüsten.

„Where are you now, my smiling baby?“
Wo bist du nun, mein lächelndes Mädchen . . .
Marcell hält drei Fingerspitzen auf Georges nacktem Rücken. Er tanzt mit denkenden Beinen, jede Bewegung ist ein geschliffenes Kunstwerk.

„. . . I lost you once in fog and dreary rain . . .“
Die Geigen weinen sich das Herz aus dem Leib.
„Madame ist zur Erholung hier?“ flüstert Marcell.

„Eigentlich — nicht.“

Er läßt nicht locker.

„Madame werden hoffentlich länger bleiben?“

„Ich weiß noch nicht.“

George hat eine kleine, gereizte Falte auf der Stirn. Marcell liest sehr viel ans dieser Falte heraus und nickt bestätigend vor sich hin.

„Where are you now, my smiling baby,
I lost you once in fog and dreary rain.

May-be

that we shall meet-again.“

„. . . that we shall meet again?“ fragen die Geigen und verstummen jäh. Der farbige Glasboden erlischt. Marcell führt George zu ihrem Tisch zurück.

„Madame tanzen admirabel!“

Und dann, mit einem einfältigen Sakaienlächeln, hinter dem es lauert und wartet:

„Madame sollten Tänzerin werden . . .“

George sieht ihn zum erstenmal an. Lange. Aufmerksamkeit. Graue Fischeaugen starren ihr entgegen.

„Du bist bankrott, meine Liebe. Ich weiß Bescheid.“

George erschrickt, dreht den Kopf weg.

Ein serviler Rücken verbeugt sich.

„Oh, ein Scherz . . . pardon, Madame.“

Dann klappern die Trommelschlägel, die Niggerkapelle zuckt, tobt, schwigt. Marcell muß sich einer anderen Dame widmen.

George zündet sich eine Zigarette an. Ihre Hand zittert. Was hat er gemeint? Was weiß er, was will er? Warum sitzt sie eigentlich hier? Vor zwei Tagen hat sie ihr Leben zerbrochen. Ist von dem geliebtesten Menschen fortgegangen und hat nichts gesagt als „Adieu, Gil“. Wo wird sie nächste Woche sein, wenn das Geld zu Ende ist? Adieu, Gil, nur das, nur: Adieu, Gil! Kein Platz in der Welt, wo sie daheim ist! Und sie sitzt in einer rotgoldnen Bar, tanzt und raucht.

„Adieu,“ sagt George halbblaut, gerade als sich ein Herr vor ihr verbeugt, seinen Namen murrmt.

„L'insò van der Lee.“

Sie tanzen. George reicht ihm kaum bis zum Kinn. Er sieht versunken und schweigsam auf das helle Haar hinunter. Es duftet nach Narzissen, schimmert im Licht. Bei einer Drehung biegt sie den Kopf zurück, ein weißes, ernstes Kinder Gesicht hebt sich ihm entgegen.

„Warum sprechen Sie nicht, Monsieur? Warum sagen Sie nicht, daß ich gut tanze?“

Und er, genau so ernst:

„Ich habe nicht aufgepaßt, Madame. Ich habe nachgedacht.“

Seine Augen sind groß und braun hinter geschliffenen Brillengläsern.

„Ich habe über S i e nachgedacht, Madame.“

„Everybody do the vamp,“

singt der Nigger durchs Megaphon und schankelt mit dem ganzen Körper.

„Vamp until you get a cramp . . .“

Ouh! Ouh! Ouh!“

Die Farben auf dem Boden zucken wie Blitze, rot, schwefelgelb, blan.

„Ueber mich nachgedacht? Zuviel Mühe, Monsieur.“

Van der Lee dreht sich mit George im Dunst, Plappern, Lachen der andern.

„Etwas weiß ich doch schon.“

„Was?“

„Ihr Haar riecht nach Narzissen.“

„Das ist alles?“

„Nein. Noch etwas.“

Er neigt sich zu ihr wie zu einem Kind.

„Sie sind traurig.“

Sie antwortet nicht, hat das Gesicht weggedreht. Jetzt ist wieder nur mehr der duftende Haarschopf vor seinen Augen.

„Samtata,“ prasseln die Schlägel nieder. Schluß!

Langsam gehen sie zum Tisch zurück. Als er sich verabschieden will, sagt George:

„Sie dürfen auch den nächsten Tanz mit mir tanzen.“

„Sie sollten erlauben, daß ich die ganze Nacht mit Ihnen tanze!“

George will antworten. Aber plötzlich kommt ein kurzes, rasselndes Husten, das den ganzen Körper schüttelt. Van der Lee zuckt zusammen. Sie ist krank, mein Gott, sie ist ja krank!

Und im selben Moment denkt er: Was geht mich das an, ob jemand vielleicht schwindsüchtig ist! Schließlich bin ich nur Augenarzt. Ich bin ein Augenarzt, der eine gesunde Frau in Harlem hat. Er ist plötzlich so müde, daß er nach dem Sessel greift, sich niedersetzt, ohne zu fragen.

George muß lachen, mit großen, strahlenden Augen. Er sieht sie lange an.

„Sie sollten immer lachen! Sie sind bezanbernd, wenn Sie lachen, Madame . . .“

Am nächsten Tag bringen zwei Ereignisse George Verwirrung und Unruhe.

Der Eintänzer Marcell läßt um eine Unterredung bitten und sagt dann klar und deutlich sein Anliegen:

Er hat keine Partnerin und muß in zehn Tagen ein neues Engagement antreten. Ob Madame vielleicht Lust hätte . . .?

George sieht an ihm vorbei.

„Ich tanze viel zu schlecht.“

„Sie werden in zwei Wochen ausgezeichnet tanzen. Ich habe kein Interesse, mir eine unbegabte Partnerin zu suchen.“

Eine Woche hab ich noch Geld, denkt George. Den ganzen Tag denkt sie nichts als diesen einzigen Satz. Sie ist schwindlig, als wäre sie ununterbrochen im Kreis gelaufen. Eine Woche, eine Woche!

„Ich kann mich nicht so schnell entscheiden, Monsieur Marcell. Vielleicht sage ich Ihnen in acht Tagen Antwort, ja?“

Er verbengt sich sehr korrekt.

„Au revoir, Madame.“

Und bei der Tür:

„In einer Woche also! Sie werden Ihr Glück machen!“

Dann, später, ruft Lino van der Lee an: ob Madame nach dem Dinner eine Autofahrt machen will?

Madame will.

Das Auto gleitet über die geölte Straße.

George hat den Kopf auf die Lehne zurückgedrückt, sieht mit großen, offenen Augen in den Nachthimmel.

„Friedlich,“ denkt sie und läßt das Wort auf der Zunge zerschmelzen wie einen neuen Geschmack.

„Friedlich . . .“

Van der Lee sieht sie von der Seite an. Sie spürt den Blick, setzt sich langsam an.

„Sie sind so gut zu mir, Monsieur.“

In ihren Augen ist noch der Himmel, alle Sterne und Wolken. Aber dann schimmert langsam das Männergesicht durch. Wie brannpoliertes Holz ist es im Dunkel.

„Warum, Madame? Weil ich die ganze Zeit nichts spreche?“

Er klopft seine Shag-Pfeife aus und steckt sie in die Tasche.

„Ich habe mich an daheim erinnert, an Harlem. Was halten Sie von Pflichten, Madame?“

„Pflichten?“ fragt George. Und das ist das zweite unbekannte Wort an diesem Abend.

Ein kleiner Wald fliegt schattig vorbei, dann kommen wieder Gärten. Die Luft riecht nach Blumen.

„Was für Pflichten, Monsieur?“

„Zum Beispiel — nehmen wir an, es hat sich jemand ein ruhiges, helles Leben aufgebaut, nicht wahr? Mit einer ruhigen, hellen Frau. Die ihn liebt, Madame. Die von ihm Kinder hat. Hören Sie zu, Madame? Die Kinder sind sehr wichtig!

Sagen wir, es ist ein Bub und ein Mädchen. Immer sind sie im Garten, braun von der Luft, sie riechen wie Obst, wenn man sie küßt. Und die Frau . . . Flug, gut, bis in den Schlaf hinein vertraut. Zehn Jahre lang hat man alles geteilt: das bißchen Erfolg, Umarmung, jede Angst. Zehn Jahre lang miteinander auf demselben Weg. „Sind wir glückliche Kameraden?“ „Ja, wir sind glückliche Kameraden!“ Begreifen Sie, Madame?“

„O ja, ich begreife.“

Licht strömt aus einer Villa, unter dem flatternden

Hutrand hebt sich sekundenlang ein kleines, weißes Profil.

„Nein, Sie können es nicht verstehen! Da ist ja auch noch das Haus, Madame! Jedes Zimmer, jedes Fenster, jede Treppe hat ihre Erinnerungen. Die kann man nie mehr losreißen, so tief verwachsen sind sie . . .“

Van der Lee runzelt die Stirn und sagt:

„Man macht kranke Augen gesund und liebt seine Familie . . . Dieser Mann, von dem wir sprechen, hat sein Teil am Leben bekommen und war zufrieden damit. Aber dann — dann trifft er eine andere Frau, irgendwo begegnet er ihr. Und er weiß im ersten Augenblick: das ist der Mensch, der dir bestimmt gewesen ist, von allem Anfang her.“

„Wir wollen annehmen, daß diese Frau dasselbe glauben könnte, Madame?“

Zwei Motorräder tauchen knatternd auf der Landstraße auf. Die Laternen schimmern wie Tieraugen, kommen näher, nah — vorüber.

„Wir wollen annehmen, daß die Frau dasselbe glaubt,“ sagt George.

Sie sehen sich nicht an. Sie sitzen nebeneinander, ohne sich zu berühren.

„Und diese Frau ist anbetungswürdig. Hat Klugheit und Schicksal auf der Stirn. Aber der Mann darf sie nicht halten. Er darf nicht einmal fragen: woher kommst du, wohin gehst du? Er muß an seine Pflichten denken, Madame . . .“

Er streichelt ihre Hand.

So hätte mein Leben sein können? denkt George. Das ist das Leben, das ich versäumt habe? Ich muß endlich sprechen, eine Antwort geben und — jetzt küßt er mich. „Ich . . .“ oh, ein fremder Mund tut weh! Keinen Atem, Fieber, — ja, auf die Schläfen küssen! „ . . . nach Harlem?“ Vielleicht glaubt er daran, — aber es ist doch alles, alles gelogen, und für mich gibt es auf der ganzen Welt kein ruhiges Haus. Wie fest er mich hält, ach, der schöne Stern da oben, ich bin arm, ich bin krank, ich muß sterben. „Wir gehen nach Holland, ja! Liebst du mich? Liebst du mich sehr? . . .“

„Sie haben geweint,“ sagt Marcell im Auto und trommelt auf seinen Hut, den er auf den Knien liegen hat. „Rote Augen! — und ich habe ein Ticket erster Klasse für Sie genommen!“

Er ist ein einziger Vorwurf.

„Legen Sie doch Brann auf die Augenlider auf!“ George kramt gehorsam in ihrer Tasche, klappt die Metalldose auf und verreibt danklen Puder auf den Lidern.

Jetzt wartet Linsö vor dem Hotel. Wartet, sieht auf die Uhr . . .

„So! Sie fahren nämlich erster Klasse. Es sind viele Engländer an Bord.“

Jetzt fragt Linsö den Portier, bekommt den Brief . . . ich werde Eintänzerin, fahre ins Engagement. Hab es dir nicht gesagt, um . . .

„Sie hören ja nicht zu!“

„Doch. Viele Engländer.“

„. . . nicht gesagt, um uns die paar Tage nicht zu verderben. Au revoir. Muß Koffer packen. Au revoir, je suis pressée . . .“

Marcell starrt ihr verärgert ins Gesicht. Sie sieht geradeaus vor sich hin, die Hände ineinandergelegt.

„Traurig? Der Holländer? Eine Liebesgeschichte, was?“

„Liebes . . ., nein, eigentlich nicht,“ sagt George höflich.

Dann schweigen sie die ganze Fahrt über.

Der Dampfer ist groß, strahlt von Lichtern. Schrankkoffer werden verladen, über den gangway geschleift. Stewards laufen nervös herum, überall tauchen ihre weißen Uniformen auf. In allen Sprachen Europas wird Abschied genommen.

Marcell ist irgendwo in der zweiten Klasse verschwunden, und George steht an der Keeling, die Hände in den Manteltaschen.

Sie sieht gleichgültig in das Gewirr von Kleidern und Köpfen am Kai.

Die Sirene heult durch den Abend. Dann wird die Schiffsbrücke eingezogen.

Noch ein Auto? Ein Herr im grauen Anzug springt heraus, drängt sich durch die Menschen.

George beugt sich vor.

„Linsö!“

Er ruft etwas zurück, aber sie versteht kein Wort.

„Li—i—insö!“

Er ist eingeklinkt zwischen den andern, kann nicht weiter. Sie ruft, winkt, lehnt sich so weit über die Keeling, daß ein Steward sie am Mantel zurückzieht.

„Attention!“

Jetzt steht Linsö ganz vorn, legt die Hände an den Mund und ruft:

„Wohin fährst du? Ich weiß ja gar nicht, wohin du — die Adresse!“

„Gib acht! Du fällst ins Wasser!“ schreit George zurück.

„Die Adresse! Wo fährst du hin?“

„Nach Frankreich natürlich. Ins Hotel —“

Die Sirene brüllt ihr die Worte vom Munde weg, rast in langgezogenem Geheul.

„Wo—hin?“

Jedes Wort erlischt in dem Lärm. Am Kai lachen ein paar über die aufgeregte Unterhaltung.

Der Dampfer zittert, bewegt sich. Weißer Schaum quirlt auf.

„George!“

Er winkt mit beiden Armen wild durch die Luft. Sie winkt zurück, ruft sinnlose Worte durcheinander.

„Auf Wiedersehn . . . schreib bald . . . und — Linsö!“

„Hooo—ho—hooo“ kreischt die Sirene.

George reißt verzweifelt den Handschuh herunter, wirft ihn zu ihm.

„Lieber! Adieu! Lieber, Guter . . .“

Und den zweiten Handschuh nach. Den Shawl, den sie überm Mantel hat.

„Da! Nimm, nimm!“

Die leichte Seide versinkt in dem schaumigen Wasser. Das Schiff ist schon zu weit.

Jetzt kann sie ihm nur mehr Küsse zuwerfen.

„Lebwohl, Linso! Adieu, adieu . . .“

Ihre Augen glitzern unter den braungeschminkten Lidern, und der Wind preßt ihr das Haar an den Kopf wie eine enge Nonnenhaube.

George kommt aus dem Badezimmer, erhigt und müde.

Zwei Briefe liegen auf dem Tisch.

Sie starrt den einen mit aufgerissenen Augen an, die Hände in den Bademantel verkrampft.

„Fräulein George Bruckner . . . falls verreist . . . bitte nachzusenden.“

„Ich hab mir das Ehrenwort gegeben!“ denkt George. „Ich kann nicht. Fräulein George Bruckner, falls verreist . . . nein, ich will nicht!“

Sie schüttelt den Kopf, sieht zum Plafond hinauf, dorthin, wo der liebe Gott ist.

Mit zusammengezogenen Brauen — schweigend. Der liebe Gott schweigt auch.

George greift langsam nach dem Brief und zerreißt ihn. Die Papierschnitzel flattern auf den Teppich.

„Bin ich jetzt ruhiger? Nein, ich bin nicht ruhiger. Ich werde ein Glas Wasser trinken!“

Aber sie vergißt es im selben Moment und schält

den zweiten Brief aus dem Kuvert. „Von zehn bis eins Tanzlektionen. Von drei bis vier Training. Von fünf bis sieben Tango-See. Von zehn bis vier Bar, — das hilft, ja? Das sind zwölf Stunden Arbeit, das sind — ach, von Linso!“ George streicht die Bogen glatt und enträtselt geduldig die Hieroglyphen.

„. . . der Portier vom Grand-Hotel wußte natürlich die Adresse . . . seit vierzehn Tagen wieder daheim — immer Patienten . . . und meine Fran, die Kinder . . . so lange dem Schiff nachgesehen, mit dem du fortgefahren bist . . . Deine Handschuhe, George . . .“

Sie faltet den Brief wieder zusammen, streift mit den Fingerspitzen sanft darüber. Dann sucht sie Papier und Feder, um sofort zu antworten.

„Lieber —“

Sie sieht vor sich hin, senft — und kriegt:

„Taschentücher! Zwei Uhr Photograph! Nagelschere!“

Es sind die Besorgungen, die sie heute unbedingt erledigen muß.

„Ich schreibe ihm morgen,“ denkt George, sie wirft den Bademantel aufs Bett, sucht ihr Hemd. Und während sie die weiße Seide zurechtzieht:

„Linso hat mich lieb! Linso wird mich lang nicht vergessen!“

Sie kann plötzlich nicht atmen. Der Husten würgt und schüttelt den ganzen Körper, alle Brustmuskeln arbeiten krampfhaft, um Luft einzufangen.

„Ah!“

Jetzt ist es vorüber. Aber, — nur nicht entsetzt sein! Das ist eine Kleinigkeit und geht vorüber!

Zarte, durchsichtige Strümpfe.

„Wenn Linsó nicht seine ‚Pflichten‘ gehabt hätte, dann . . . Vor fünf Wochen bin ich von ihm fort . . . so, es sind schon sechs?“

George schlüpft in die Schuhe und sitzt dann regungslos.

Linsó ist alt, ganz alt. Und erzählt:

„Es war einmal ein Mädchen, das hieß George . . .“

Nein — anders:

„An der Riviera habe ich sie kennengelernt“, wird er sagen. „Sie war die Frau, die mir bestimmt gewesen ist“, wird er sagen.

„Por la patria te dejé,

ay de mí!

Y con ansia allí pense

siempre en ti . . .“

— um des Vaterlandes willen habe ich dich verlassen, ach, ich Armer! . . .“

George steht auf und geht zum Toilettentisch.

— und mit Sehnsucht denkt ich immer dort an dich!“

Sie sieht in den Spiegel, greift nach dem Kamm.

Sehr unwahrscheinlich, daß der alte, ganz alte Linsó plötzlich ein spanisches Lied kennt. Egal, ausdenken kann man sichs ja. Creme, Puder — nur nicht zu viel Puder! Gleich wird das Stubenmädchen auskehren, Papierfegen himansfegen. Während ich unten mit Monsieur La Roche tanze, wirft Amélie mein Leben in den Mist. Mein

zerrissenes Leben, mein ungelesenes Leben. Du verstehst mich, mein kluges Lamm? Falls verweist, nachzusenden. Oh, how are you . . .“

George bürstet die Augenwimpern und singt sehr leise und vorsichtig, fast ohne die Lippen zu rühren:

„Ay de mí!“

Ach, ich Armer! So ist seine Hand, jetzt schlägt die Uhr. Er küßt mich — so ist sein Mund.

„Ay de mí!

Y con ansia allí pense

siempre en ti . . .“

Und mit Sehnsucht denkt ich immer dort an dich . . .

Parfüm: Narcisse noir. Aufgespart für die Zeit, „in der man Unglück hat“.

Sie sieht auf die Uhr. Dreiviertel zehn. Höchste Zeit! Marcell wird sonst wütend, um zehn wartet La Roche.

Nur schnell ins Kleid. Den Finger auf den weißen Porzellanknopf. Nochmals. „Deux fois pour le garçon.“

In der Brust drängt es, quillt, steigt empor.

„Mademoiselle?“

George ist schwindlig, sie muß sich auf den Divan setzen.

„Le déjeuner, s’il vous plait! Vite, vite, je suis pressée.“

Das Zimmer dreht sich, alles ist plötzlich rot. Rot, heiß, feucht.

Sie schreit auf, die Arme schlagen durch die Luft.

„JE SUIS PRESSÉE!“ steht auf dem Zettel

über dem Kinderbett. Die Buchstaben plagen,
rieseln übers Kinn.

Feuerwerk! Raketen! Ach, wie heiß . . . Bren-
nende Liebe!

George sinkt zurück, schmelzendes Email die an-
gerissenen Augen. Genug! Erbarmen, Er-
barmen!

Sie starrt auf die Tür, hebt die Hand, horcht . . .
Gül!

Sie streckt sich, preßt die Schultern zusammen,
atmet rasend um ihr Leben. Immer die Blicke
zur Tür gerichtet, die sich nicht öffnet.

Gül! Gül!

Dann krampfen sich die Lider zu, grau, mit zittern-
den Muskeln.

Der Kellner stützt sie, er wischt ihr mit der Ser-
viette das Blut vom Gesicht und murmelt:

„Unsere liebe Fran wird dir dabei helfen! Hab
keine Angst, unsere liebe Frau wird es dir leicht
machen . . .“

Bitte beachten Sie die folgenden Seiten

„Frühling‘ ist das Buch einer Ehe, der Ehe vielleicht, das Buch schönster Erfüllung nach leidvollem Ringen . . . Mit ergreifender Einfachheit, dabei mit ungeheurem Reichtum des Gefühls ist die Trennung der Liebenden gestaltet, die sich in harter Schule des Lebens wie der Liebe bewähren müssen, ehe sie die Erkenntnis zusammenführt, daß die Frauen das werden, wozu ein Mann sie macht. Aus allen Dialogen und Gedankengängen, aus der Art, Menschen und Landschaften und Stimmungen zu zeichnen, spricht jenes frauliche Verstehen, jenes Wissen um den Sinn des Frauenlebens, das uns gerade die nordischen Dichter nahebringt. Und ‚Jenny‘ ist die Liebesgeschichte einer nordischen Künstlerin, deren Schicksal sich in Italien erfüllt. Man bewundert die Menschen- und Seelenkenntnis der Dichterin, das tiefe Wissen vom Wesen der Liebe.“

Dresdner Neueste Nachrichten

*Sigrid Undset's Gegenwartsrömane: „Frühling“ (in Leinen M. 7, 50)
„Jenny“ (in Leinen M. 6, 50)*

„Frisch, lebendig, bewegt, geistreich, witzig, voller Charme, der aus dem Blut kommt (was bei den Deutschen schon selten ist), so flutet dieser globetrottende Roman des deutschen Michels von heute dahin . . . Wie das geschrieben ist! Mit einem sprunghaften Glanz, mit einer seltenen Art, alles Wissen um die Tragik nur ahnen, unter Gesprächsgeplätscher, köstlich karikiertem Gespräch oft, nur durchblicken zu lassen als eine Untermelodie, die nie verklingt. Es ist das Buch eines Kenners, eines lustvollen und schmerzlichen Liebhabers dieses rollenden Jahrhunderts, das Buch eines Deutschen, der zu schreiben weiß, weil er erlebt hat. Wie geschaffen zur Auffrischung kampfmüder Nerven und Sinne, und doch im Nachklingen recht nachdenklich: Was ist es um die Frau? Was sind das für Wesen, die den Mann peinigen und beglücken, die noch nach Jahren und fernstem Umherreisen die gleiche Macht haben, ihn aufzuheben in seinem Selbst, ihn zu lähmen, bis er flieht, um sich zu retten? Oldens Refrain lautet: Man kann nicht leben ohne Frauen. Aber es ist schwer, mit ihnen zu leben.“

Berliner Tageblatt

Balder Olden „Flucht vor Ursula“ erschien in gleicher Ausstattung wie das vorliegende Buch (in Leinen M. 4, 80)

„Die Bücher

Jack Londons

sind Lektüre für jeden, weil in ihnen der Atem des Daseins steckt, weil in ihnen Weite und Glanz und Abenteuer sitzt, weil hinter ihnen ein prachtvolles Menschentum steht und nicht zuletzt, weil sie von einem großen Dichter geschrieben sind.“

Berliner Nachtausgabe

*Es erschienen 18 Bände. Jeder Band in Leinen M. 4,60.
Verzeichnisse auf Wunsch kostenlos.*



